№ 226. Sonntag, den 27. September (9. October) 1898. 18. Jahrgang.

Lodzer Tageblatt

Abonnements:
in Lodz: Rs. 2.— vierteljährlich inclusive Zustellung;
pr. Post:
Inland, vierteljährlich Rs. 2.40, monatlich 80 Kop. incl. Porto.
Ausland, vierteljährlich Rs. 3 50, monatlich Rs. 1.20 incl. Porto.
Preis pro Exemplar 5 Kopeken.

Erscheint 6 Mal wöchentlich.

Redaction und Expedition:
Dzielna- (Bahn-) Straße Nr. 13.
Telephon Nr. 362.

Insertionsgebühren:
Für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum, im Inseratentheile 6 Kop.
Auf der ersten Seite 10 Kop. Reclamen 15 Kop. pro Zeile.
Sämmtliche Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes nehmen für uns Aufträge entgegen.

Die Expedition ist täglich von 8 Uhr früh bis 7 Uhr Abends, an Sonn- und Feiertagen von 8 bis 10 Uhr früh geöffnet.

Inland.

St. Petersburg.

Moskau. Auf das von der Moskauer Stadtverwaltung anläßlich des Hingangs der Königin Louise von Dänemark an Ihre Maj. die Kaiserin Maria Feodorowna nach Kopenhagen gesandte Beileidstelegramm hatte das Moskauer Stadthaupt Fürst Golizyn die Ehre, folgenden Antworttelegramms gewürdigt zu werden:

> Ich bin sehr gerührt von dem Ausdruck der Theilnahme, welche Sie und die Moskauer Stadtverwaltung Mir anläßlich Meines tiefen Kummers ausgesprochen haben.
>
> Maria.

— In Petersburg verhaftete Theilnehmer am Aufstande im Ferghana-Gebiet. Vor einigen Tagen traf, wie die „St. Pet. Ztg." berichtet, hier vom Oberpolizeimeister von Taschkent ein Telegramm an die hiesige Polizei ein, in dem gebeten wurde, zwei wahrscheinlich nach Petersburg geflüchtete Theilnehmer am Aufstande im Ferghana-Gebiete zu eruiren und zu verhaften. Die hier angestellten Nachforschungen ergaben in Bälde, daß vor kurzer Zeit in einem Chambregarnie auf den Pesski thatsächlich zwei Asiaten in Nationalkostümen eingetroffen wären. In's Verhör genommen, erklärten die Verdächtigen, reisende Kaufleute zu sein und mit Galanterie-Waaren zu handeln. Einer von ihnen konnte sich in russischer Sprache verständigen und stellte kategorisch das ihm zur Last gelegte Verbrechen in Abrede. Als man jedoch die vermeintlichen Kaufleute weiter inquirirte, bekannten sie sich als die vom Oberpolizeimeister von Taschkent gesuchten Personen. Wie die «Пет. Газ.» mittheilt, waren die Flüchtlinge von Taschkent zuerst nach Moskau geeilt, hatten sich dort mit Galanterie-Waaren versehen, um damit hier in Petersburg als Kaufleute auftreten zu können. Die Verhafteten, die ihre heimischen Sitten und Religionsgebräuche streng beobachten, befinden sich unter scharfer Aufsicht und sollen in den nächsten Tagen per Etappe in ihre Heimath befördert werden.

— Auf Grund einer Denkschrift des Finanzministers ist im Ministercomitee über eine Ergänzung zu dem Programm für die Abfassung der Allerunterthänigsten Jahresberichte der Gouverneure berathen worden. Die Allerhöchst bestätigte Ergänzung hat nach dem „Прав. Вѣстн." folgenden Wortlaut:

„Der Punkt 3 des Programms ist folgendermaßen auszulegen: Punkt 3. In gleicher Weise sind in dem Allerunterthänigsten Bericht die wichtigsten Nöthe und Bedürfnisse der örtlichen Bevölkerung und Verwaltungsorgane und die wichtigsten Maßnahmen darzulegen, deren Anwendung, nach Ansicht des Gouvernementschefs, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse förderlich sein könnte. Bei Darlegung der Erwägungen über diese Gegenstände ist anzugeben, ob sich nicht die Möglichkeit biete, die für die projectirte Maßnahme erforderliche Ausgabe ganz oder theilweise auf irgend welche örtliche Einnahmequellen, und speciell auf welche, zu übertragen.

Unabhängig hiervon erscheint es wünschenswerth, daß in dem Allerunterthänigsten Bericht auch diejenigen Maßnahmen angegeben würden, welche im betreffenden Gebiet zur Erhöhung der Staats-Einnahmen überhaupt ergriffen werden könnten. Bei Darlegung aller ihrer diesbezüglichen Vorschläge sind die Gouvernementschefs verpflichtet, anzugeben, ob in der behandelten Sache eine Vorstellung an die competenten Ressorts gemacht worden, wenn das aber nicht geschehen ist, welche Maßnahmen zur Ausarbeitung der Frage an Ort und Stelle ergriffen worden sind, um dieselbe in der Folge zur Entscheidung der höchsten Regierungsgewalt vorzustellen."

— Verbot der Verpachtung von Kirchenländereien an Juden. Infolge der Berichte der Bischöfe einiger Eparchien im Nord- und Südwestgebiet darüber, daß der Klerus häufig Kirchenländereien und auf diesen Ländereien errichtete Buden an Juden verpachtet, ist den „Петерб. Вѣд." zufolge verfügt worden, alle derartigen Geschäfte mit Juden zu verbieten und neue Kontrakte nicht abzuschließen, sowie alle ohne Genehmigung der Eparchialobrigkeit abgeschlossenen früheren Kontrakte als ungesetzlich auf gerichtlichem Wege aufzuheben. Von Juden aufgeführte Bauten endlich, die sich auf Kirchenländereien befinden, müssen abgerissen oder an Personen orthodoxer Konfession abgetreten werden.

— Die Frage der Revision der Bestimmungen über die Veranstaltung von Lotterien zu Wohlthätigkeitszwecken ist, wie der „Сынъ Отеч." erfährt, in maßgebenden Kreisen angeregt werden. Gegenwärtig dürfen bei Veranstaltung einer solchen Lotterie Billete für nicht mehr als 1500 Rbl. verkauft werden, daß nicht Privatpersonen, sondern die Sparkassen, Post- und Telegraphenkomptoire und andere Regierungsinstitutionen den Verkauf der Billete zu überrehmen haben.

— Die auch von uns nach den „Пет. Вѣд." wiedergegebene Nachricht, daß die Absicht vorliege, im Ministerium der Volksaufklärung vom nächsten Jahre an einen höheren Gagenetat für die Beamten einzuführen, ist, wie die „Новости" gegenwärtig mittheilen, dahin zu ergänzen, daß diese Gehaltserhöhung nur den Beamten der Centralverwaltung des Ministeriums zu Gute kommen soll. Die Frage wegen Erhöhung der Gagen des bei den Anstalten des Ministeriums dienenden Lehrpersonals dürfte jedoch, wie es heißt, noch nicht sobald entschieden werden.

Nishny-Nowgorod. Ausländer auf dem Jahrmarkte 1898. Laut dem Berichte der Nishni-Nowgoroder Blätter haben den diesjährigen Jahrmarkt im Ganzen 913 Ausländer besucht, die sich nach den Nationalitäten folgendermaßen vertheilen: Perser 323, Bucharen 136, Reichsdeutsche 134, Chiwaer 73, Oesterreicher 64, Türken 57, Engländer 29, Italiener 22, Franzosen 21, Chinesen 15, Schweizer 11, Griechen 8, Rumänen 6, Norweger, Schweden, Holländer je 2, Dänen und Nordamerikaner je 1, wie auch ein Bürger von Chile. Was die Profession der Ausländer anbetrifft, unter denen zahlreiche Juden des Westens und Ostens, namentlich aus Buchara, nicht als Verkäufer, sondern Käufer oder Vertreter großer Firmen vertreten sind, so nehmen die Kaufleute (705 an der Zahl) die erste Stelle ein, ihnen folgen 80 Kommis, Comptoirdiener und Buchhalter, 48 Arbeiter, 17 Handwerker, ein Arzt und 21 Frauen,

Hamburg und die russischen Ostseehäfen.

(Aus der „St. Petersb. Ztg.")

Die Bedeutung des russisch-deutschen Handelsvertrages wurde vielfach von deutscher Seite bestritten und auch in Rußland gab es Kreise, die da meinten, daß wir gar keinen Handelsvertrag mit Deutschland abzuschließen brauchten. Deutschland würde ohne russische Rohmaterialien nicht auskommen können, und Rußland könnte seinen Bedarf an Industrieerzeugnissen auch anderswo außerhalb Deutschlands decken.

Seit dem Abschluß des Handelsvertrages sind nun mehrere Jahre verflossen und auf Grund offizieller statistischer Veröffentlichungen kann man jetzt mit Sicherheit sagen: der russisch-deutsche Handelsvertrag ist für beide Theile nutzbringend und jede Störung in den gegenseitigen Handelsbeziehungen kann nicht anders als unheilvoll wirken.

Die günstige Wirkung des gen. Vertrages läßt sich am großartigsten in der Statistik der Seehandelsbeziehungen Hamburgs zu den russischen Ostseehäfen wahrnehmen. Wenige Jahre vor dem Abschluß des genannten Vertrages haben diese Beziehungen sich stark verschlechtert. Während im Jahre 1891 der Werth der Einfuhr Hamburgs seewärts aus den russischen Seehäfen 11,724,790 Mark betrug, sank er 1892 auf 1,748,720 Mark und bewegte sich 1893 und 1894 zwischen 3½ bis über 5 Millionen Mark jährlich. Erst nach Abschluß des neuen Handelsvertrages vollzog sich eine erfreuliche Wendung zum Besseren, denn der Werth der genannten Einfuhr stieg 1895 auf 10,151,670 Mark, verdoppelte sich im folgenden Jahre und erreichte 1897 bereits die hohe Ziffer von 24,719,300 Mark, also er erfuhr gegen 1891 eine Vergrößerung um rund 13 Millionen Mark.

Hamburgs Handelsbeziehungen zu den russischen Ostseehäfen sind durch den Handelsvertrag noch in dem Sinne günstig beeinflußt worden, als Hamburgs Ausfuhr seewärts dem Werthe nach weit über der Einfuhr steht. 1894 betrug der Werth von Hamburgs Export nach den russischen Ostseehäfen 24,217,680 Mark, 1895 erreichte er die Ziffer von 25,432,730 Mark, um 1896 auf 39,814,200 Mark und 1897 auf 42,134,330 Mark zu steigen. Schon in früheren Jahren war Hamburgs Ausfuhrverkehr nach den russischen Ostseehäfen äußerst günstig, aber nach dem Abschluß des Handelsvertrages gelangte er zu einer großartigen Entwickelung und erreichte eine Höhe, wie noch nie zuvor. Er übertrifft die Einfuhr um 75%.

Unter den Artikeln, die aus unseren Ostseehäfen nach Hamburg importirt werden, nimmt die Getreidezufuhr die erste Stelle ein und ihr Werth betrug 1896 — 10 Mill. Mark, 1897 — 12 Mill. Mark. An zweiter Stelle ist der russische Eierimport zu nennen; die russischen Eier scheinen ein immer mächtigerer Exportartikel im russischen Handelsverkehr zu werden; der Werth des Eierimports nach Hamburg aus den gen. Häfen bezifferte sich 1897 auf über 2 Mill. Mark. An dritter Stelle folgen Mineral-Schmieröle, deren Import den Werth von 1,222,170 Mark erreichte. Daran reiht sich die Einfuhr von russischem Kartoffel- und Kornspiritus im Werthe von 1,214,510 Mark. Bezeichnend ist übrigens, daß der deutsche Markt für den russischen Spiritus an Bedeutung immer mehr verliert, da die Bedingungen für einen großen Spiritusimport in Deutschland andere geworden sind. Hervorzuheben ist schließlich die russische Butter als neuer Importartikel nach Deutschland. Im Jahre 1897 erreichte der Werth dieses Imports die Ziffer von über ½ Mill. Mark.

Was nun Hamburgs Export nach den russischen Ostseehäfen betrifft, so steht an erster Stelle Baumwolle und Baumwollabfall im Werthe von 7,461,870 Mark; an zweiter Stelle folgt Kaffee, dessen Ausfuhr den Werth von über 3½ Mill. Mark erreichte. Ein wichtiger Artikel sind ferner trockene und gesalzene Rindshäute im Werthe von rund 3 Mill. Mark.

Kupfer wurde im Jahre 1897 im Werthe von 2,798,000 Mark, Gummi-Elasticum — im Werthe von 1,620,000 Mark, Kopra — im Werthe von 1,108,000 Mark nach Rußland verschifft. Von Wichtigkeit für die russische Zuckerindustrie ist die Thatsache, daß Hamburgs Export an Raffinaden nach Rußland stark gesunken und ganz belanglos geworden ist. Während der Werth des Raffinadenexports 1893 noch eine Ziffer von über 3 Mill. Mark repräsentirte, betrug er 1897 nur noch die kleine Summe von etwas über 300,000 Mark.

Der gesammte Umsatz Hamburgs nach den russischen Ostseehäfen erreichte 1897 die Ziffer von 67 Mill. Mark; er betrug in dem günstigen Jahre 1891 32,400,000 Mark; er ist also in den 7 Jahren um das Doppelte gestiegen. Diese Bezie-

hungen werden sicherlich mit dem direkten Anschluß der russischen Ostseehäfen an die große Sibirische Bahn und im Zusammenhang mit der Einwirkung des Kaiser-Wilhelm-Kanals eine noch weit erheblichere Steigerung erfahren.

Die Zustände im amerikanischen Heere während und nach dem Kriege.

Seit der Waffengang zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten sein Ende gefunden, ist die Aufmerksamkeit Europas wichtigeren Dingen zugewendet, als den häuslichen Angelegenheiten der Union, obwohl gerade aus den Zuständen, die unmittelbar auf den Krieg folgen, sich oft mehr lernen läßt, als aus einem Scheinkrieg selbst. Fassen wir das Ergebniß aller Vorgänge jenseits des Oceans während der letzten 5 Monate zusammen, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß die Amerikaner zwar eine kriegstüchtige, aber keine militärische Nation sind. Inwiefern, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Zunächst muß an jene ärgerliche Preßfehde erinnert werden, die unmittelbar nach der Vernichtung der spanischen Flotte bei Santiago zwischen den Admiralen Sampson und Schleiden ausbrach. Letzterer beanspruchte nämlich den Siegeslorber für sich allein, da er in der Schlacht kommandirt habe, während Sampson, der Chef, auf einer Rekognoscirungsfahrt abwesend war und erst eintraf, als der letzte Akt des Dramas sich abspielte. Sampson ließ sich jedoch durch diese schon nicht mehr „zarten Andeutungen" durchaus nicht umstimmen, sondern beanspruchte den Siegespreis und erhielt ihn auch. Wenigstens für einstweilen. Hiermit ist jedoch das geheime Kapitel der Kriegsereignisse, das sonst erst nach einem Menschenalter angeschnitten zu werden pflegt. noch keineswegs zu Ende, sondern auch noch andere

Zwistigkeiten in der Generalität

haben sich im Laufe der kriegerischen Ereignisse eingestellt. General Miles hat nämlich einerseits den General Shafter des Ungehorsams, andererseits den Kriegssekretär Alger geheimer Umtriebe gegen ihn (Miles) bezichtigt. Diese Kämpfe werden nun nach Art der Modernen coram publico in der Presse ausgefochten. Diesbezügliche Interviews, Briefe, Berichte u. s. w. lösen einander ab, und zu alledem sagt der Präsident nichts, weil er ein Feind jedes Personenwechsels und jeder amtlichen Untersuchung sein soll. Jedenfalls dürfte sich in der nächsten Zeit noch mancher Skandal einstellen, dem die unausbleiblichen „Enthüllungen" natürlich auf dem Fuße folgen werden.

Was nun

die Lage der Soldaten,

draußen vor dem Feinde und daheim im Lager, betrifft, so haben sich auch hier mancherlei Mißstände ergeben, deren Abstellung eine völlige Neugestaltung des gesammten Verwaltungs- und Verpflegungswesens im Heere bedingen wird. Schon früher haben wir traurige Schilderungen aus den amerikanischen Feldlagern und Lazarethen gebracht; doch die nach und nach einlaufenden Klagen und Beschwerden lassen alles Bisherige weit hinter sich. Wir betonen dabei, daß wir im Folgenden nur den Berichten amerikanischer Zeitungen folgen, die jedenfalls niemand der Parteilichkeit zeihen wird.

Ein Soldat des 23. Michigan-Regiments schrieb an eine Zeitung, daß er drei Monate kein Stück frisches Brod zu sehen bekommen habe. Als er im Fieber dem Tode nahe war, standen weder Aerzte, noch Krankenpfleger ihm zur Seite. Harter Zwieback und eingepökeltes Pferdefleisch von Chicago bildeten auch die Krankenkost. Der Zwieback war aber schon schimmelig geworden, so daß die Soldaten ihn nicht im Magen behalten konnten. Ein Truppentransportschifi nahm seinen Wasservorrath sieben Wochen vor der Abfahrt ein. In einem anderen Falle gingen auf einem Transportschiffe, welches 200 Kranke an Bord hatte, die Lebensmittel auf die Neige, und das Wasser wurde untrinkbar. Auch hier befand sich nicht einmal ein Arzt an Bord."

Wenn wir die Berichte der Aerzte selbst durchlesen, finden wir überall die planlose Absendung der Truppen während der ungünstigsten Jahreszeit, das Lagern auf sumpfigem Boden oder in fieberdurchseuchten Ortschaften, sowie den Mangel an allen Sanitätsvorrichtungen als den Grund des schlechten Gesundheitszustandes der Truppen angegeben. Namentlich das Wikoff-Lager wird als ein Pestpfuhl geschildert, so daß schließlich der Präsident sich veranlaßt sah, selbst Camp Wikoff zu inspiciren. Ueber diesen Besuch meldete der „New York Herold" am 4. Sep. Folgendes:

Präsident McKinley ist in Montank Point gewesen. Er hat das Lager mit eigenen Augen gesehen und — er fand alles schön und nett! Kurz nur war der Aufenthalt des Präsidenten im Lager. Kurz vor 9 Uhr Morgens langte er im Lager an, und um 2 Uhr Nachmittags verließ er es wieder. Der Präsident besuchte General Shafter im Detentionslager, und dann ging er durch die Feldlazarethe. Ueberall wurde er mit Jubelrufen begrüßt. In den Lazarethen sprach der Präsident Worte der Ermunterung an viele kranke Soldaten. General Wheeler hatte dem Präsidenten einen glänzenden militärischen Empfang bereitet. Besonders herzlich war die Begrüßung zwischen dem Präsidenten und Oberst Roosevelt. Alles verlief vorschriftsmäßig nach Potemkinscher Methode, nur Frau Hugo Lang spielte den Herren einen bösen Streich. Als der Präsident eine der Abtheilungen betreten wollte, hielt sie ihn an und sagte: „Herr Präsident! Bemerken Sie die vielen leeren Betten hier?" Der Präsident antwortete „Ja", worauf die muthige Frau laut erklärte: „Well, Sir, ich wünsche, daß Sie wissen,. daß draußen in den Regiments-Lagern auf dem Grase Männer im Sterben liegen, und daß sie niemand hierher bringen will!" Die Stimme Frau Langs bebte vor Erregung. Der Präsident sah Kriegssekretär Alger und Oberst Forwood an, doch keiner derselben gab eine Antwort. Auch der Präsident gab Frau Lang keine Antwort, sondern ging einfach weiter!

Die Entrüstung über solche Zustände ist natürlich groß, doch dauert sie nur kurze Zeit, um dann durch „wichtigere" Dinge, als da sind: Festessen, Truppenempfang, Ausmusterungen verdrängt zu werden. Man fragt sich aber, wie ist es möglich, daß im Kriegsministerium zu New York sumpfige, baumlose Strecken für gut befunden wurden, um dort Truppenlager einzurichten, wo die Freiwilligen einexerzirt und die zurückkehrenden Kranken gepflegt werden sollen?

Auch sonst scheinen gerade keine mustergiltigen Zustände im Heere auf Kuba geherrscht zu haben.

So sind aus verschiedenen Theilen des Landes im Kriegsdepartement Klagen eingelaufen, weil die freiwilligen Truppen in Kuba seit drei Monaten keine Löhnung erhalten haben. Jetzt, wo die meisten Truppen nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt sind, hat es sich herausgestellt, daß die Obersten von 15 Regimentern die Zahlmeister ersucht hatten, das Geld bis zur Rückkehr der Soldaten nach Amerika zurückzubehalten.

Ueber das Verhalten der Offiziere liegen, wie sich das ja auch erwarten läßt, lobende und tadelnde Nachrichten vor. Einige Offiziere theilten mit ihren Mannschaften getreulich Noth und Elend und sorgten zuerst für ihre „Boys" und dann für sich; *andere hingegen* kümmerten sich garnicht um das Wohlergehen ihrer Mannschaft, sondern überließen sie sich selbst. Ein Soldat schrieb nach Hause: „Die Offiziere behandeln die Leute wie Hunde, aber niemand wagt, sich zu beschweren. Denn, wer das thut, muß es bitter büßen!"

Ueber die

Disziplin

der Truppen im Felde ist nur Lobendes zu sagen. Soldaten und Offiziere wetteiferten in Tapferkeit und Verwegenheit, und namentlich einige Regimenter, so Roosevelts „Rough Riders", machten sich einen Namen. Befanden die Truppen sich daheim im Lager, um ausgebildet und einexercirt zu werden, so waren grobe Vergehen gegen die Disziplin, Desertion und andere Ausschreitungen an der Tagesordnung.

Aus Tampa wurde folgender charakteristischer Vorfall gemeldet: „Eine Anzahl Kavalleristen vom 9. (farbigen) Regiment, welche sich auf dem Transport nach Montank Point befanden, stürmten letzte Nacht das hiesige County-Gefängniß, um einen ihrer Kameraden daraus zu befreien. Schrecken herrschte mehrere Stunden lang in ganze Tampa. Die Leute befanden sich bereits im Eisenbahnzuge, als sie sich ihres eingesperrten Kameraden erinnerten und sofort beschlossen, ihn zu befreien. Als der Gefängnißdirektor den Soldaten nicht freigeben wollte, feuerten die Kavalleristen eine Salve gegen das Gebäude. Dann gab man ihnen den Gefangenen. Am Wege zurück schossen sie ebenfalls nach rechts und links."

Ein besonders berüchtigtes Infanterie-Regiment scheint das 22. zu sein. Eines schönen Tages desertirten 24 Mann und flohen aus Willets Point nach Brooklyn, so daß ein Kommando abrücken mußte, um die Ausreißer zurückzuholen. Unterdessen verursachten eine Anzahl Soldaten von demselben Regiment, circa 75 Mann, einen förmlichen Aufruhr auf der 126. Str. und 2. Ave. vor der Wirthschaft von Charles McCarthy, weil dieser den bezechten Soldaten nicht noch mehr zu trinken geben wollte.

In den Regimentern, welche vom Kriegsschauplatze zurückgekehrt sind, oder überhaupt nicht dorthin abgegangen sind, läßt die Disziplin natürlich noch mehr zu wünschen übrig. Das 5. Illinoiser Regiment sollte von Chickamanga Park nach dem Süden abgehen; hinterher traf jedoch der Befehl ein, in Chickamanga zu bleiben.

„Alsbald wurden", wie es in einem Bericht heißt, „die gemeinsten Beschuldigungen ganz offen gegen Col. Culwer, den Kommandeur des Regiments, erhoben, und zwar nicht nur von den Gemeinen, sondern auch von den untergeordneten Offizieren. Dieselben behaupten, daß das Regiment von Col. Culwer verrathen worden sei, welcher dem Präsidenten McKinley vorgestellt habe, daß das Regiment sich nicht in der gehörigen Verfassung für aktiven Dienst befinde, und daß infolge dessen der Präsident das Regiment nicht nach Puerto Rico geschickt habe. Die Offiziere behaupten, daß sich das Regiment in ausgezeichneter Verfassung befinde. Sobald bekannt wurde, daß das Regiment nicht ausziehen werde, war es mit der Disziplin zu Ende, und die größte Unordnung und Verwirrung trat an Stelle der vorherigen Ordnung."

Am 4. Wisconsiner Freiwilligen-Regiment trat das Umgekehrte ein. Das Regiment sollte vom Camp Douglas nach dem Süden abgehen, womit die Mannschaft jedoch nicht zufrieden war, wie folgendes Eingesandt im Briefkasten des „Herold" zeigt:

„Die Bürger der Stadt Milwaukee und sogar die des ganzen Staates möchten gern wissen, warum die Mitglieder des 4. Wisconsiner Freiwilligen-Regiments, welches in Camp Douglas stationirt ist, zu fernerer Dienstleistung angehalten werden sollen, zumal solches gegen ihren Willen geschehen würde. Wenn die wenigen höheren Offiziere und Regimentsbeamten so sehr begierig sind, ihren Patriotismus zu beweisen, so laßt sie ihre „Straps und Stripes" von der Schulter nehmen, sich mit Flinten und allen anderen Ausrüstungsgegenständen der Gemeinen versehen und nach dem von Fieber durchseuchten Süden ziehen, um 13 — 15 Doll. pro Monat zu verdienen. Sie werden dann sehen, wie ihnen dieser Sold im Vergleich mit dem jetzt von ihnen bezogenen Salär behagt — natürlich würden sie nicht imstande sein, im Dienste so hohe Saläre jemals zu beziehen, sonst griffen sie sicherlich nicht zu dem grausamen Mittel, die armen „Boys" jenes für sie verdienen zu lassen durch Aufopferung ihres Lebens oder alles dessen, was ihnen dasselbe lieb macht. F. W. F. Gennrich."

Eine andere Zeitungsnotiz berichtet über die Kriegsmüdigkeit des 47. Regiments der New Yorker Freiwilligen, welches in Fort Adams bei Newport lag:

„Die Mannschaften wollen nach Hause gehen. Der Krieg ist vorüber, und da sie nur 15,60 Doll. per Monat bekommen und die Offiziere ihnen für jede Kleinigkeit gleich Geldabzüge machen, so wollen die Leute nach Hause. Sie sind vollständig degoutirt. Die Herren Offiziere freilich möchten noch länger Soldaten spielen und in irgend eine Garnison gehen. Für sie ist es ja eine hübsche Spielerei."

Die Heimkehr der Sieger

hat unter diesen Umständen trotz der äußerlichen Begeisterung Stoff zu manchen ernsten Betrachtungen geboten. So schrieb der Berichterstatter eines deutsch-amerikanischen Blattes über den Einzug der heimkehrenden Truppen am 31. August folgendes:

„Mit solch' gemischten Gefühlen sind wohl noch niemals heimkehrende Krieger empfangen worden. Ich erinnere mich noch deutlich, wie es *damals im Jahre 1871* war, als die siegreiche deutsche Armee *aus Frankreich zurückkehrte.* Da stand gar manches Mütterlein und manches junge Weib bei Seite, Thränen in den Augen, denn der Sohn oder Gatte *war auf* dem Schlachtfelde in Frankreich geblieben. Aber *was die Kugeln* des Feindes verschont hatten, das kehrte auch so gut wie unversehrt nach Hause zurück. Wohl hatten die deutschen Soldaten auch von Noth und hier und dort auch von der rothen Ruhr gelitten, aber im ganzen strotzten sie doch von Gesundheit, und gebräunt und gehärtet sahen sie aus. Wie anders unser New-Yorker 71. Regiment! Herzbrechend war der Anblick. Nicht den Frauen allein blieb das Privilegium, zu weinen, nein, auch manchem starken Manne liefen die Zähren über die Wangen, als er diese jugendlichen Greise daherwanken sah. Vereinzelt hatte man solche Jammergestalten schon seit Wochen in den Straßen von New-York gesehen, aber der Eindruck, den diese vierhundert fast verhungerten Krieger machten, war doch ein Mark und Bein erschütternder. Man hatte geglaubt, das zusammengeschmolzene Regiment würde von der Battery bis zu seiner Kaserne marschiren, die an der 34. Straße belegen ist. Aber dazu waren die Aermsten ja viel zu schwach: sie mußten die Cablecars am Broadway besteigen, und nur eine kürzere Strecke an der 5. Avenue ließ man sie marschiren. Ein Marschiren war das nicht, sondern ein Wanken. So denkt man sich siegreiche Krieger nicht!

Jawohl, vierhundert Mann stark war das Regiment, als es am Montag nach New-York zurückkehrte, und etwa 1400 Mann stark war es ausgerückt. In den Kämpfen bei Santiago waren noch nicht einmal 100 Mann von diesem Regiment verwundet worden und gefallen, die anderen haben Fieber und Hunger dahingerafft, oder doch aufs Siechbett geworfen. Und auch mancher von denen, die sich am Montag über die 5. Avenue schleppten, trug bereits den Stempel des Todes im verzerrten Antlitz. Und über all das Elend sollen wir uns philosophisch hinwegsetzen und einfach sagen: „c'est la guerre?" Ah, wenn der Krieg so gräßlich sein muß, dann ist es ein Frevel, Krieg zu führen, ausgenommen um einen einzigen Preis, um die Rettung des Vaterlandes.

Immerhin, dieses Regiment war in der Schlacht gewesen und hatte in den Fiebersümpfen vor Santiago gelegen; darin mag eine Art von Rechtfertigung für das elende *Aussehen seiner Ueberbleibsel liegen. Aber seitdem sind* auch andere *Regimenter hier* durchgekommen, gerade so reduzirt und gerade so verhungert, die niemals außer Landes gewesen sind. Wer kann dafür eine Erklärung beibringen? Wer kann sich da *enthalten,* drohend den Finger zu erheben *und auf* diejenigen zu deuten, denen das *Wohl unserer* Truppen anvertraut war? *Und wer mag* bei solchen Zuständen *wohl an eine* Siegesfeier denken, die hier in New-York demnächst abgehalten werden soll? An der Spitze der wenigen gesunden Soldaten soll General Miles in New-York einziehen. Wer wird sich da fröhlichem Siegesjubel hingeben können? Und wenn unsere Eroberungen doppelt und dreifach so groß wären, wir hätten sie doch zu theuer erkauft."

Gleichsam als Epilog zu jenem Einzug der Sieger brachte der „New-Yorker Herold" wenige Tage später eine Illustration, die einen Grabstein zeigt, an dessen Seiten der Sensenmann und die trauernde Kolumbia stehen. Eine Inschrift sagt:

„Nicht betrauert Kolumbia die Helden der Schlacht,
Die unsterblichen Ruhm sich erworben;
Sie weint um des Schlendrians tückische Macht,
Durch den Tausend verhungert, gestorben!"

Zwei darunter befindliche Bilder zeigen den Auszug der gesunden und fröhlichen Krieger und daneben die Heimkehr der sterbensmatten und ausgezehrten Sieger. Die Darstellungen erinnern lebhaft an die Spottillustrationen, welche nach dem Rückzuge der großen Armee im Jahre 1812 in Europa erschienen sind, und auch die begleitenden Verse scheinen eine Reminiscenz aus jenen Zeiten zu sein.

Alle diese Vorkommnisse zeigen zur Genüge, daß der Beamtenapparat in den Vereinigten Staaten viel zu *wünschen* übrig läßt, und daß *besonders* fast sämmtliche *Einrichtungen* auf dem Gebiete des Heerwesens einer *mehr* oder weniger umfassenden Reorganisation bedürfen. Diese läßt sich nicht länger *mehr* aufschieben, zumal die Union erklärt hat, auf *Kuba und* Puerto Rico *vorläufig* eine Besatzungsarmee *von* 50—100,000 Mann und auf den Philippinen auch mindestens 30—50,000 Mann unterhalten zu wollen. Wie aber diese gewaltige Steigerung des Militäretats durchgeführt werden soll, *ist* noch unklar; vorläufig fehlt es noch an allen Stellen, und *dazu* sind die Anforderungen, welche an Offiziere und Mannschaften in den neuerworbenen Gebieten gestellt werden, gewiß keine geringen. Eine andere Frage, die sich unter den jetzigen Auspizien unwillkürlich aufdrängt, ist die, wie der sich bildende Militärstand in den Rahmen des demokratischsten aller Staatswesen sich einfügen wird. Bereits jetzt werden Kassandrarufe laut, welche den Vereinigten Staaten ein gleiches Geschick prophezeien, wie Frankreich, wo auch die demokratische Republik so lange den Militarismus großgezogen und gefeiert hat, bis er sie erdrosselte. Vorläufig fehlt zwar noch ein amerikanischer Bonaparte, *ja,* nicht einmal zur Boulanger-Rolle zeigt der eine oder andere General Geschick; doch die Zeit *wird ihre* Männer schmieden und das Land, wo scheinbar noch das Volk herrscht, in Wirklichkeit aber die Trusts und Ringe, wird auch noch erfahren, daß Eroberungspolitik *und* Monroe-Doktrin, Civil-Präsident, Freiwilligenaufgebot und Militärhierarchie *schlecht* zusammenpassen.

Unser nervöses Jahrhundert.

Mit Vorliebe *nennt man unser Zeitalter* das nervöse. Keine Krankheit ist so *verbreitet,* keine tritt in so mannigfaltiger Gestalt auf wie die Nervosität. Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alt und Jung zollen *ihr* ungewollten Tribut. Kein Wunder, wenn unsere Aerzte dieser Pandemie immer eingehenderes Interesse zuwenden. Die Literatur über dieses wichtige Kapitel wächst von Tag zu Tag an, Fachzeitschriften und populär gehaltene Broschüren behandeln das Thema in allen erdenklichen Variationen. Leider fehlt es gerade unter den populär-wissenschaftlichen Abhandlungen nicht an solchen, welche in der Schilderung nervöser Leiden und ihrer Folgezustände über das Maß des Zulässigen weit hinausgehen und mit ihrer grau in grau gehaltenen Detailmalerei beunruhigend, ja geradezu verderblich wirken. Um so freudiger ist ein kleines Büchlein des berühmten Psychiaters Professors von Krafft-Ebing „Ueber gesunde und kranke Nerven" (Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen), zu begrüßen, *welches* sich gleichfalls an das Laienpublikum *wendet* und unbedingt Beachtung verdient, *nicht* nur wegen seines wirklich *gediegenen* Inhalts, *sondern* auch wegen der *Persönlichkeit* des Verfassers. Derselbe gehört zu den hervorragendsten Vertretern seines Spezialgebietes, welche auch *über den kleinen* Kreis ihrer Kollegen dem großen Publikum bekannt worden sind. Gegenwärtig ist er ordentlicher Professor an der Wiener Hochschule. Das Buch „Ueber gesunde und kranke Nerven" ist seit dem Jahre 1886 bereits in vierter Auflage erschienen — der beste Gradmesser für seinen Werth.

Krafft-Ebing legt das Hauptgewicht seiner Ausführungen auf die eingehende Darstellung der Krankheitsursachen, in der *Erwägung,* daß der richtigste Weg, *ein Uebel* zu beseitigen oder ihm *vorzubeugen,* in der genauen Erforschung der ursächlichen Momente liegt. Um *diese zu* ermitteln, muß man drei Dinge *ins Auge* fassen, die Organisation *oder die Konstitution* des Menschen, seine *Erziehung und* die sozialen Verhältnisse, innerhalb deren er sich bewegt. *Soweit die Konstitution* in Betracht kommt, *spricht* man von einer nervösen *Veranlagung.* Sie ist eine traurige Illustration *zu dem* uralten Satze der *heiligen* Schrift, *nach* welchem die Sünden der Väter bis ins dritte und vierte Glied gerächt werden sollen. „Unsere *Lebensweise"* — so sagt Krafft-Ebing — „ist *entscheidend* für das Lebensglück der Nachkommen.

Nicht minder bedeutungsvoll für das Loos des Individuums ist die Art der ihm zu Theil werdenden Erziehung. Es sind scharfe Pfeile, welche der Verfasser gegen die moderne Erziehungsweise, namentlich die bei den Kindern höherer Stände schleudert. Die nervöse Hast der heutigen Gesellschaft, rasch vorwärts- und emporzukommen, setzt leider schon bei unserer Jugend ein und verleitet Eltern und Lehrer nur zu oft, das noch wenig widerstandsfähige kindliche Gehirn frühzeitig zu geistiger Arbeit heran zu ziehen. Neben der Ueberbürdung mit Arbeit geht eine vorzeitige Gewöhnung an allerlei unzweckmäßige Genüsse einher. Diese Mißstände zeigen sich in gleicher Weise bei Knaben wie bei Mädchen, und die letzteren lernen alles andere, aber nur nicht, daß ihr

wahrer Beruf darin liegt, dermaleinst als Mutter, als Hausfrau, als Gefährtin des Mannes und als Erzieherin der Kinder ihre Stelle auszufüllen.

Daß mißliche soziale Verhältnisse eine der Hauptquellen für die Entstehung nervöser Beschwerden abgeben, ist ohne Weiteres zu verstehen. Der Mißbrauch geistiger Getränke, pikanter Genußmittel, mancher Medikamente, geschlechtliche Ausschweifungen, heftige Gemüthsbewegungen, zumal im beruflichen Leben, Ueberanstrengung unserer Sinnesorgane, mangelhafter Schlaf und — last but not least — mangelhafte Ernährung... das sind Wurzeln jener Krankheit, die unserm Jahrhundert als trauriges Brandmal aufgedrückt ist.

Unser nervöses Jahrhundert! In grellen Farben, nichts vertuschend, nichts beschönigend, schildert es der Verfasser in der Einleitung zu seinem Werke. Ein Jahrhundert, so reich an glänzender Entdeckungen und so arm an gesunden Nerven! Einen drastischen Ausdruck findet unsere Nervosität in jener Furcht und Aengstlichkeit, welche sich geradezu pandemisch zeigt, wenn irgendwelche, seien es auch noch so entfernte Gefahren für die Bevölkerung auftauchen. „Die Furcht vor Seuchen" — so sagt Krafft-Ebing — „vor politischen Umwälzungen, Börsenkrachs, Kriegen, vor dem *Sozialismus* und anderen schrecklichen Dingen erhält unzählige Menschen in einer permanenten Sorge und Aufregung und läßt sie nicht zum ruhigen Genuß ihres Daseins gelangen." *Und* unsere Zeit ist in dieser *Beziehung entschieden* noch nervöser *als das Mittelalter*, dessen furchtsame Erregtheit die natürliche Folge des Bewußtseins der *Hilflosigkeit* gegenüber gewissen *Volkskalamitäten* war. Freilich sind *unsere sozialen* Zustände — das giebt der Verfasser zu — nichts weniger als idyllische; noch immer zittern die gewaltigen Nachwirkungen der großen französischen *Revolution* in uns nach.

„Diese allgemeine Furcht vor Volkskalamitäten entspringt offenbar der gleichen Quelle wie die Furcht *der einzelnen* Nervenkranken, die sich vor allem möglichen *Unheil*, vor Blitzschlag, geschlossenen Räumen, *wüthenden* Hunden, Feuer und speziell Theaterbrand, Schlagtreffen und ansteckenden Krankheiten fürchten. Furcht aber ist Schwäche. Die nervöse Schwäche der modernen Generation ist die Ursache ihrer Furchtsamkeit. Wo solche Furcht ganze Bevölkerungsschichten einer Zeit ergreift, da *ist man* berechtigt, von einem nervösen Zeitalter zu sprechen."

Wie stellen sich nun *unter diesen* Umständen die Aussichten auf Ueberwindung und Heilung der Nervosität? Ist eine Heilung überhaupt zu erwarten? Und — wenn sie möglich ist — giebt es Mittel und Wege, um sie herbeizuführen oder wenigstens zu beschleunigen?

Krafft-Ebing äußert sich zu dieser Frage *ziemlich optimistisch. Maßgebend für ihn ist hierbei die Auffassung der Nervosität als eines blos funktionellen Leidens. Allerdings* ist die Behandlung der Nervenkranken eine überaus schwierige, *und* sie scheitert oftmals, wenn Arzt und Patient die Geduld verlieren. Es gehört Zeit und abermals Zeit dazu, um einen komplizirten Heilplan mit allen seinen diätetischen, *moralischen* und medicinischen *Maßnahmen konsequent* durchzuführen. *Um* aber des Erfolges *sicher* zu sein, *gilt es* in erster Linie, die Ursachen des Leidens zu erkennen *und* aus dem Wege zu räumen. In leichteren *Fällen kann* die Erfüllung dieser Bedingung allein schon *genügen, um* Genesung herbeizuführen. Dies gilt besonders *von* der Veränderung unzweckmäßiger Lebensweise; *eine Reise*, ein Landaufenthalt, ein Klimawechsel thut *oftmals* Wunder. Unter den direkten Heilmitteln *empfiehlt* Krafft-Ebing Luftkuren, Wasserbehandlung sowie die Anwendung der Elektrizität und Massage. Aber auch den Gebrauch von Medikamenten *verwirft* er durchaus nicht, sofern er sich innerhalb der *richtigen* Grenzen *hält*. Schwere Krankheitsfälle, finden die passendste *Behandlung in* besonderen Kur- und Heilanstalten, und wie *den Reichen*, so sollte auch den Minderbemittelten und Armen *die Wohlthat* einer längeren Heilstättenbehandlung zugängig gemacht werden. „Mögen" — mit diesen wahrhaft humanen Worten schließt der verdienstvolle Forscher und Arzt sein Büchlein — „derartige Heilanstalten, *durchweht vom Geiste wahrer* Menschenliebe und Wissenschaft, allenthalben *entstehen* und zur Heilung der tiefen Wunden, welche die Existenz in der modernen Civilisation unzähligen unserer Mitmenschen in ihrem Lebensmuth und Lebensglück fort und fort zufügt, das ihrige beitragen!"

(B. L. Anz.)

Tageschronik.

— **Von der Lodzer Commerzschule.** Nachdem nunmehr die Aufnahmeprüfungen und die vorbereitenden Sitzungen zur Organisation der Schule ihren Abschluß gefunden haben, ergab es sich, daß die Schule ihre Existenz mit 9 Klassen und einer Schülerzahl von 397 beginnt, welch' letztere sich folgendermaßen auf die einzelnen Klassen vertheilen:

1. in der unteren Vorbereitungsklasse 26 Christen und 18 Hebräer,
2. in der oberen Vorbereitungsklasse mit drei Parallel-Klassen 81 Christen und 51 Hebräer,
3. in der 1. Klasse mit drei Parallel-Abtheilungen 76 Christen, 56 Hebräer,
4. in der 2. Klasse 27 Christen, 17 Hebräer,
5. in der 3. Klasse 29 Christen, 16 Hebräer,

insgesammt also 239 Christen und 158 Hebräer.

Nachstehend folgt das Verzeichniß derjenigen Candidaten, die in die Schule aufgenommen wurden:

Untere Abtheilung der Vorbereitungsklasse.

Stefan Rex, B. Richter, D. Czechowski, J. Kollmann, A. Böhme, W. Jende, W. Jäckel, Th. Surzycki, R. Wezyk, S. Izycki, M. Pufke, S. Nasierowski, A. Sschaschkiewicz, E. Ketschger, B. Müller, S. Knopfe, P. Bielik, G. Zelinski, S. Ilnitzki, A. Lewandowski, K. Knödel, K. Janiszewski, K. Hugo, G. Göppert, K. Kaller, A. Kowalewski, M. Rappaport, M. Rosengard, J. Czerniak, S. Glück, L. Keilson, S. Landsberg, Ch. Magazanik, G. Lubawski, A. Raigrodzki, O. Laserson, W. Laserson, A. Freimann, W. Glücksmann, J. Weinberg, K. Rundo, R. Luniak, R. Schönborn, G. Grünberg, W. Lucki.

Obere Abtheilung der Vorbereitungsklasse.

R. Stolz, A. Meisner, R. Lawacz, K. Jende, O. Drage, O. Hartmann, O. Kirchhof, A. Kratsch, R. Geyer, A. Gorski, G. Reuter, J. Smiechowski, S. Tymowski, Cz. Cupka, W. Czaikowski, W. Storn, K. Manitius, A. Dudkin, K. Kokowski, W. Kalinowski, O. Kaczorkowski, A. Wrublewki, R. Wolf, E. Berg, G. Rathke, K. Lange, R. Richter, B. Luba, B. Märtin, Th. Pilger, A. Märtin, W. Falzmann, F. Biedermann, B. Jarzębowski, S. Jarzębowski, O. Tietzen, S. Kolczynski, O. Kalinowski, A. Kujat, M. Kosaniecki, F. Makiewicz, K. Prilinski, W. Bronikowski, W. Roeser, W. Opelinski, R. Bartoszewski, R. Reis, S. Bontkiewicz, A. Lipschütz, J. Lindenfeld, J. Landau, G. Hirschberg, S. Wiesel, J. Poznanski, B. Rosenthal, S. Raigrodzki, E. Słomnicki, S. Tubiasch, S. Barcinski, A. Mendelsohn, G. Zausmer, D. Chasen, L. Halpern, L. Kirsch, A. Berlin, G. Abramowicz, Ch. Itzeksohn, M. Herz, W. Kirsch, M. Luxemburg, M. Goldstein, B. Goldstein, F. Besser, M. Haak, J. Rutstein, M. Glück, S. Warschawski, Z. Krakowski, M. Grodenski, J. Jedlicki, A. Sommer, S. Schilde, R. Wedrich, R. Hicksch, G. Bechtold, O. Falzmann, A. Hinz, R. O. Wever, O. Eisenbraun, L. Brodowski, R. Beck, L. Werner, A. Steinhauer, M. Fischer, A. Hauptfleisch, W. Jerschinski, Cz. Dybczynski, B. Hoffmann, A. Schmiedel, A. Schicht, O. John, E. Stenzel, B. Krebs, G. Wrublewski, Ch. Wenzke, E. Guse, M. Sławowiak, F. Ruprecht, R. Kosienko, W. Jastrzębski, B. Stenzel, D. Zablocki, S. Maurer, M. Lubinski, M. Silberstein, J. Geller, T. Markowicz, L. Plocker, M. Vollmann, R. Stein, J. Eisner, J. Fuchs, L. Goldring, A. Ginsberg, W. Rabinersohn, R. Kabacznik, A. Kabacznik, J. Lubinski, S. Neuhaus, S. Strykowski, M. Gotthelf, K. Bogacki.

Erste Klasse.

E. Polkowski, L. Oleinik, O. Nast, O. Michel, S. Mittelstädt, Z. Lipski, W. Sänger, E. Geßner, E. Schmidt, O. Schultz, A. Vogel, J. Nasalski, A. Richter, K. Rudolf, O. Hiller, R. Wutke, A. Agather, K. Abel, Th. Przezdziecki, K. Pilipenko, R. Nakielski, R. Lockwaldt, B. Kerschkowski, W. Klapcia, W. Pospischil, S. Kosinski, M. Domanski, B. Gradowski, S. Czekanski, Cz. Cichecki, R. Schmidt, E. Friedenberg, W. Tugemann, L. Tchorzewski, B. Siminowicz, Th. Rychlinski, B. Wrocki, M. Wscieklica, A. Wenske, M. Bentkowski, M. Buczwinski, E. Berkowicz, S. Bulawa, O. Märtin, K. Ulrich, M. Baum, Wadzinski, G. Großmann, E. Kindermann, A. Lemann, Cz. Kulakowski, A. Altenberger, F. Peukert, E. Lutrosinski, K. Jarisch, A. Sauer, A. Gregor, O. Tietz, W. Machnik, E. Wedrich, P. Kinzberg, J. Schröter, L. Felix (Glücksmann), M. Halpern, A. Frenkel, J. Weinberg, J. Wohl, S. Warschawski, J. Weißbrem, J. Mandels, S. Markus, R. Jakubowicz, A. Kociolkowski, B. Sachs, S. Kernbaum, M. Glück, R. Barcinski, D. Pawlowicki, D. Berlin, A. Apostol, M. Berlin, S. Weinreb-Wirski, T. Grawe, W. Neumark, P. Neumark, S. Rosenblum, J. Zmigrod, S. Slatin, B. Markus, J. Neumark, J. Tyktin, W. Bronstein, E. Fabian, W. Stein, J. Goldstein, S. Krotosinski, S. Minz, G. Grünberg, G. Goldstein, L. Kurzweg, G. Modrow, E. Richter, M. Urbanski, R. Schultz, O. Hauptfleisch, J. Kriese, L. Ostrowski, A. Stiller, O. Jakobi, E. Schubert, R. Dobrowolski, R. Kühn, K. Karlinski, B. Ciesielski, A. Wagner, J. Galewski, G. Fuchs, M. Kabacznik, Z. Putzmann, D. Lisker, A. Szykier, G. Goldberg, M. Epstein, A. Winokur, J. Heimann, A. Kalecki, E. Soloweiczyk, A. Russak, M. Schestakowski, M. Glaser, J. Goldberg, G. Gurewicz.

Zweite Klasse.

B. Krajewski, L. Hermes, J. Schwarz, O. Schüßler, K. Schultz, K. Matzner, A. Lawacz, L. Meier, O. Szymanski, R. Krüger, A. Kaminski, J. Lange, L. Galwitz, A. Guse, E. Wojnowski, E. Voß, S. Pestkowski, A. Matis, W. Służewski, W. Rzętkowski, K. Rathe, A. Wilczewski, G. Geyer, A. Baier, W. Glücksmann, A. Heimann, M. Grünspan, J. Buket, A. Eisner, G. Schönfeld, M. Glücksmann, O. Krotoszynski, P. Jakubowicz, S. Glaser, S. Gorinson, E. Wolberg, A. Rudnik, A. Bogacki, J. Wilczynski, A. R. Birenzweig, G. Milnikel, E. Ende, A. Schmidt, R. Friedmann.

Dritte Klasse.

R. Wagner, B. Knapski, B. Keilich, F. Falzmann, Z. Lubenski, G. Moes, A. Orzelowski, A. Tauchert, S. Gorski, J. Lipinski, G. Konopnicki, W. Chotkowski, M. Markus, T. Mazur, Ch. Berlin, T. Danzig, B. Lindenfeld, W. Schapiro, D. Glücksmann, O. Rosenblum, R. Macher, Z. Grunwald, R. Velten, O. Mautey, Th. Sojecky, A. Wahlmann, J. Górski, A. Albrecht, S. Fiedler, A. Kroll, J. Wasilewski, E. Jacynicz, J. Pienkowski, A. Komornicki, G. Neumann, W. Lindenfeldt, W. Rosenblum, L. Donchin, M. Merlinski, M. Hawkin, B. Rundo, W. Konarski, S. Glücksmann, E. Turski, M. Bronikowski.

Das Lehrerpersonal besteht aus folgenden Herren:

1. Director: E. M. Garschin, cand. phil.;

2 Religionslehrer: griechisch-orthodox: Protohierei A. Rudlewicz, röm.-kath.: Pfarrer Tymienicki, evangel.-luther.: Eduard Heinrich, cand. theol., mosaisch: A. M. Donchin;

3. Mathematik: X. Sluszewski, cand. math;

4. Russische Sprache: P. P. Kurbotow, cand. phil., A. D. Litwinow, cand. hist.;

5. Polnische Sprache: W. Kokowski, cand. phil.;

6. Deutsche Sprache: E. Fölsch, cand. gram. comp.;

7. Französche Sprache: vacat.;

8. Naturwissenschaften und chem. Technologie: A. Fuchs, mag. et cand. rer. nat.;

9. Lehrer der Vorbereitungsklassen: R. S. Nikolajew, Th. Goldmann, cand. math.;

10. Turnen: Surowiecki.

Zeichnen: Wolczaski.

Schulärzte: Dr. Bondy, Dr. Gorski.

Der Unterricht beginnt am Sonnabend um 9 Uhr Vormittags Die Gottesdienste anläßlich der Eröffnung finden am Donnerstag Morgen in der griechisch-orthodoxen Kathedrale und am Freitag Morgen in den lutherischen und katholischen Kirchen statt.

— **Vom christlichen Lehrer-Verein.** Das Informationsbureau des Lodzer Vereins zur gegenseitigen Unterstützung der Lehrer und Lehrerinnen, Dzielna-Straße № 31, empfängt täglich von 7 bis 8 Uhr Abends Interessenten.

Im Laufe dieser Woche werden Interessenten von nachstehend verzeichneten Vereinsmitgliedern empfangen werden:

Am Montag von Fr. M. Berlach
" Dienstag " Herrn Mejer
" Mittwoch " " Goldmann
" Donnerstag " Goetzen
" Freitag " " Frej
" Sonnabend " Zakrzewski

Das Bureau ertheilt sämmtliche Informationen gratis.

Gleichzeitig theilt das Comitee des Informationsbureaus mit, daß Personen, die Stellen suchen, resp. solche zu vergeben haben, im Falle der Abwesenheit des Dejourirenden eine diesbezügliche schriftliche Offerte an den Vereinsdiener einhändigen können, der von 8 Uhr früh bis 11 Uhr Abends anwesend ist.

Gegenwärtig suchen durch Vermittelung des genannten Bureaus erfahrene Lehrer und Lehrerinnen Privatstunden, wie auch entsprechende Anstellung zur Ertheilung von Unterricht in der russischen, polnischen, deutschen und französischen Sprache, Mathematik und anderen Lehrfächern.

Ferner wird zur Kenntniß gebracht, daß das Bureau eine Lehrerstelle in England und Stellen für Lehrerinnen — Russinnen — hier und auswärts zu vergeben hat.

Um Mißverständnisse zu vermeiden und Personen, die das Bureau des christlichen Lehrervereins in Anspruch nehmen wollen, nicht irre zu führen, werden dieselben darauf aufmerksam gemacht, daß sich das genannte Bureau in der I. Etage des Fronthauses № 31 an der Dzielna-Straße befindet, aber keineswegs in der Offizine, wo ein privates Lehrerbureau besteht.

— Im Ackerbauministerium ist, wie wir erfahren, die Frage angeregt worden, **dem Entstehen von Flachsspinnereien** in Rußland verschiedene Vergünstigungen und fördernde Maßregeln angedeihen zu lassen, um dadurch speciell die Fabrikation von feiner Leinwand zu heben, da gegenwärtig unsere besten Flachssorten ins Ausland gehen, um später wieder von dort als feine Leinwand verarbeitet zu uns zurückzukehren. Eine Reihe derartiger Maßregeln ist bereits in Aussicht genommen und soll diese Frage in einer speciell hiezu gebildeten Commission unter Betheiligung der Vertreter verschiedener Ministerien, von Fachleuten und Landwirthen, die sich mit dem Flachsbau beschäftigen, berathen werden.

— Das im Ministerium der Finanzen in der Ausarbeitung begriffene **Projekt für die neue Aktiengesetzgebung** hat im Auge, diese Regeln nur auf die inneren Gouvernements und die östlichen Grenzländer auszudehnen, während für die Weichselgouvernements, wie wir erfahren, ein besonderes Gesetzprojekt, das mit den örtlichen Besonderheiten des Gebiets in Einklang gebracht worden ist, ausgearbeitet wird.

— Eine von der Petrikauer Gouvernements-Regierung bestätigte Specialcommission schreitet in diesen Tagen zu einer Sichtung des **Archivs des Lodzer Kreisamts**. Zweck der Arbeit ist die Ausscheidung der Dokumente aus dem Zeitraum 1867—1886, die im Lauf der Zeit ihren Werth verloren haben und als Makulatur verkauft werden sollen.

— Der hiesige Magistrat beabsichtigt ein **neue dreiklassige Schule** zu errichten und ist das Statutenproject der zuständigen Behörde bereits zur Bestätigung eingereicht werden.

— **Revision der Schlosser- und Tischlerwerkstätten.** Wie wir erfahren, wird die städtische Bau-Kommission demnächst eine Revision sämmtlicher Schlossereien und Tischlereien vornehmen, um festzustellen, ob die Einrichtungen derselben den bestehenden behördlichen Vorschriften entsprechen.

— **Der Schaden,** den das Großfeuer in der Fabrik von Heimann & Kernbaum in Wola verursacht hat, ist auf 274,300 Rubel geschätzt.

— **Die Bettelei vor den Kirchen,** gegen die wir schon sehr oft geeifert haben, wird eifrig weiter betrieben und, wie man dies am besten vor den katholischen Gotteshäusern beobachten kann, schon von aller Herrgottsfrühe an. Gegen diese fortwährende Belästigung der Kirchenbesucher müßten die Herren Geistlichen ein energisches Verbot erlassen.

— Die Preise für Bakusches **Petroleum** sind um $1^1/_2$ Kopeken per Pfund gestiegen, und die Kaufleute prophezeien eine weitere Steigerung.

— **Vom Circus Ciniselli.** Infolge der Thierquälerei, die sich die Artisten bei den Proben häufig erlauben, hat der Warschauer Thierschutzverein beschlossen, eine Aufsicht über den Cirkus zu üben. Diesem Beispiel sollten die Thierschutzvereine in allen Städten, wo sich ein Cirkus aufhält, folgen.

— **Eine Riesenkartoffel.** Von einem Freunde unseres Blattes wurde uns eine Riesenkartoffel zugestellt, die nicht weniger als zwei Pfund Gewicht hat. Dieses seltene Exemplar, das seinesgleichen wohl nicht sobald finden dürfte, wurde auf dem Felde des Landmannes Heinrich Hoffmann in Nowosolno geerntet.

— Mit der Aufsicht über die Vorarbeiten zum Bau der **Warschau-Kalischer Bahn** ist der Ingenieur Lipin betraut worgen.

— **Kunstnachrichten.** Die Gemälde des bekannten polnischen Malers Zmurko haben die strenge Düsseldorfer und Kölner Kritik ausgehalten und sind gegenwärtig in Berlin im Salon von Eduard Schulte ausgestellt. Richard Bong, der Herausgeber der „Modernen Kunst", steht mit dem Künstler wegen Reproduktion seiner Werke in Verhandlung und gedenkt, das ganze Decemberheft seines Journals nur Zmurko'schen Schöpfungen zu widmen und als Weihnachtsblatt eine Heliogravure von dem „Stern von Bethlehem" beizulegen. Dieselbe Reproduktion in kleineren Dimensionen bringen auch „Zur guten Stunde" und „Für alle Welt" als Weihnachts-Beilage.

— **Eine Statistik des Hauptbaares.** Eine etwas wunderliche Statistik, die aber doch einer ernsteren Grundlage nicht ganz entbehrt, giebt der amerikanische „Medical Record". Es handelt sich um eine menschliche Erfüllung des Bibelwortes: „Die Haare auf Deinem Haupte sind alle gezählt." Daß die verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Grade in der Fülle ihres Hauptschmuckes bevorzugt sind, das weiß längst ein Jeder, daß aber ein besonderes Verhältniß zwischen der Zahl und der Farbe der Hauptbaare besteht, ist eine Entdeckung der Neuzeit. Rothe Haare werden selten schön gefunden, aber sie haben einen unbestreitbaren Vorzug, sie sind nämlich kräftiger, und ein rothhaariger Mensch hat daher eine geringere Anwartschaft auf eine Glatze als seine blonden oder brünetten Brüder. Dabei ist das rothe Haar aber auch dicker, und dies würde wiederum als ein Schönheitsfehler ins Gewicht fallen. Auf derselben Fläche der Kopfhaut, die ein einziges rothes Haar ernährt, finden 5 blonde ihren Platz. Demzufolge genügen rund 30,000 Haare von rother Farbe, um einen mittelgroßen Kopf zu bedecken, während von braunen Haaren wenigstens 105,000 dazu nöthig sind. Die blonden Haare aber sind die feinsten und erreichen darum auch die größten Zahlen, nämlich 140.000 und sogar bis 160,000. Nach der Zugfestigkeit des einzelnen Haares hat man ferner berechnet, daß die Haare einer einzigen blonden Person, alle zusammengenommen, ein Gewicht von 1600 Centnern auszuhalten vermöchten. Hier ist aber doch wahrscheinlich ein Rechenfehler, wenn nicht eine absichtliche Uebertreibung untergelaufen, denn einem einzelnen Haare eine Zugfestigkeit von 500 Gramm zuzutrauen, ist denn doch ein wenig viel verlangt.

— **Vergnügungs-Anzeiger:** Thalia-Theater: Heute, Sonntag: „Das Modell," Operette; Morgen Montag: „Im weißen Rößl", Lustspiel;

Helenenhof: Benefiz des Kapellmeisters Dietrich. Doppel-Konzert.

Restaurant Ryszak: Unterhaltungsmusik;

Panorama: (Passage Schultz) „Die Schlacht bei Villiers;"

Waldschlößchen: Tanzkränzchen;

Konzerthaus: Im Restaurant: Täglich Concert der Damen-Kapelle Muns. Im Saale: Tanzkränzchen.

Neueste Nachrichten.

Wien, 6. Okt. Der holländische Pianist Sieveking wurde von dem Kreisgericht zu Wels von der Anklage der Beleidigung der katholischen Kirche durch Unterlassung des Hutabnehmens vor einem amtirenden Geistlichen und der Religionsstörung freigesprochen. Dagegen wurde er wegen Beleidigung eines Geistlichen bei Ausübung einer kirchlichen Handlung durch den Ausdruck „Lump" zu drei Tagen einfachen Arrest verurtheilt.

Wien, 6. Okt. Der Kaiser empfing heute Vormittag den Grafen Thun und ließ sich von demselben über die Ergänzung der Kabinets und

über den Stand der Verhandlungen mit der Parlamentsmajorität Bericht erstatten.

Wien, 6. Okt. In Fiume ist, wie die Blätter berichten, unter den Soldaten der Typhus ausgebrochen.

Pest, 6. Okt. Finanzminister Lukacs verständigte die Arbeitervereinigung „Arbeiterheim", daß ihr zur Förderung des Baues von Arbeiterhäusern ½ Million Gulden zur Verfügung gestellt werden. 300 000 Gulden werden dem ökonomischen Fonds entnommen und 200 000 Gulden strecken die Bernsdorfer Metallwaarenfabriken vor, welchen dafür gewisse Begünstigungen gewährt werden.

Paris, 6 Dem „Figaro" zufolge dürfte der Bericht des Majors Marchand über die Besetzung von Faschoda Mitte Oktober eintreffen; alsdann sollen der Vereinbarung gemäß die Verhandlungen mit England beginnen. Es verlautet, daß die Forderungen der Vereinigten Staaten am Montag der Friedenskommission unterbreitet worden sind; die Kommission dürfte ihre Arbeiten bis Mitte November beenden.

London, 6. Okt. Die Morgenblätter glauben annehmen zu dürfen, daß die Anwesenheit des Barons Courcel in London sich dadurch erklärt, daß Courcel von der Königin seine Papiere zurückfordern wird. Sein Nachfolger Cambon wird erst Anfangs nächsten Monats sein neues Amt antreten.

London, 6. Okt. Die neuesten Nachrichten aus China haben hier ihren erschütternden Eindruck nicht verfehlt. Es scheint im Reiche der Mitte eine Fremdenhetze in großem Maßstabe im Entstehen begriffen zu sein, und falls die betheiligten Mächte nicht rasch energische Maßregeln ergreifen, dürfte man bald von sehr ernsten Katastrophen in den über das ganze Reich zerstreuten Missionarcolonien hören. Die Unruhen scheinen nicht auf Peking beschränkt zu sein. Aus anderen Theilen Chinas kommt die Kunde von Erhebungen gegen die „fremden Teufel". Insbesondere scheint die Provinz Szechuan der Schauplatz einer gegen Europäer gerichteten furchtbaren Rebellion zu sein, die zu bewältigen die chinesische Regierung außer Stande zu sein scheint. In der Besprechung der neuesten Vorgänge in China sehen die meisten londoner Blätter die Lage als sehr ernst an.

London, 6. Okt. „Daily Mail" berichtet, General Kitchener sei, als er in Faschoda eintraf, von französisch-singhalesischen Truppen mit Gewehrfeuer empfangen worden. Die Singhalesen schossen auf zwei englische Kanonenboote, die sie für mit Derwischen besetzte Dampfer hielten. Der Irrthum wurde bald entdeckt. Beim Einzug in die Stadt fand Kitchener die französischen Truppen in Schlachtlinie aufgestellt.

London, 6. Oktober. Dem „Daily Chronicle" wird aus Peking vom 3. ds. telegraphirt, der Kaiser sei im Palast vergiftet worden Die Unruhen hätten am Sonntag wieder begonnen. Fünf Chinesen seien getödtet worden. Aie Angriffe auf Europäer dauerten fort.

Venedig, 6. Okt. Die ganze Bahnstrecke Ala—Venedig wird während der Fahrt des deutschen Kaiserpaares von Militär und Karabinieri besetzt gehalten. Alle an der Strecke liegende Bahnstationen werden für das Publikum abgesperrt. In Ala wird Kaiser Wilhelm von einem Adjutanten des Königs, sowie von dem Korpskommandanten von Verona begrüßt werden.

Ancona, 6. Okt. Wegen eines körperlichen Leidens hat der hiesige spanische Konsul Novelli Selbstmord durch Erschießen verübt.

Madrid, 6. Okt. Im gestrigen Ministerrath wurde ein Telegramm des Generals Rios verlesen, welches mittheilte, daß die Spanier neuerdings die Aufständischen auf den Visayas-Insel schlugen. Letztere hatten zahlreiche Todte. — Der Ministerrath beschloß ferner endgiltig die Aufhebung des Ausfuhrzolles.

Madrid, 6. Oktober. Admiral Cervera wird zum Senator auf Lebenszeit ernannt werden.

Konstantinopel, 6. Okt. Die Kollektivnote der vier Mächte, betreffend die endgiltige Regelung der kretischen Frage, ist heute der Pforte überreicht worden.

Cettinje, 6. Oktober. Die Pforte wies Saad Eddin Pascha an, sich nach Berane zu begeben, daselbst die Ruhe wieder herzustellen und der Famiie, wegen deren die Unruhen ausbrachen, Genugthuung zu verschaffen.

Telegramme.

Petersburg, 7. Oktober. Als Termin für den Zusammentritt der Friedenskonferenz ist der Monat März des nächsten Jahres in Aussicht genommen, sie wird in Petersburg stattfinden.

Berlin, 7. October. Heute Vormittag 10 Uhr fand unter dem Vorsitz des Kaisers im Marmorpalais bei Potsdam eine Sitzung des Kronraths statt. Es wird angenommen, daß vor der Orientreise des Monarchen die gesammte politische Lage erörtert, der Termin der Reichstagseröffnung, die Grundzüge der Thronrede und die Vorlagen für den Reichstag festgesetzt wurden.

Berlin, 7. Oktober. Aus Paris, wo der deutsche Botschafter Graf Münster zur Uebernahme seiner Amtsgeschäfte nunmehr wieder eingetroffen ist, liegen Nachrichten vor, nach denen einmal das gesammte Cabinet Brisson sich seiner Aufgabe, gegen den Neo-Boulangismus die Republik zu schützen, bewußt ist, während andererseits die Revision des Dreyfusprocesses mit allen Consequenzen geführt zu sein scheint. Der Cassationshof wird zuerst über die Frage entscheiden, ob die Fälschung Henry's und einige andere Enthüllungen genügende Gründe zur Revision sind. Wird die Frage, wie zu erwarten ist, mit Ja beantwortet, so wird der Berichterstatter Rath Bard beauftragt werden, eine Untersuchung über den vollständigen Thatbestand einzuleiten. Dann dürfte auch Dreyfus nach Frankreich zurückkehren.

Stuttgart, 7. Oktober. Aus Oberschwaben und Hohenzollern treffen Meldungen über ein Erdbeben ein. Der mehrere Sekunden dauernde, heftige Erdstoß war von Getöse begleitet. In Revansburg, Sigmaringen und anderen Orten sprangen die Bewohner erschreckt aus den Betten und eilten halbbekleidet auf die Straßen.

Paris, 7. Oktober. Der Kriegsminister besitzt nunmehr wiederum eine Handhabe, anzuordnen, daß Picquart mit seinem Vertheidiger Labori ohne Zeugen verkehren dürfte. Labori richtete nämlich eine juristisch unanfechtbare Eingabe an den Kriegsminister, worin hervorgehoben wird, der noch immer vor dem Polizeigericht schwebende Prozeß Picquart-Leblois erforderte eine sofortige Verständigung Laboris mit Picquart. Der Befehl des Kriegsministers an Zurlinden, dem Verlangen stattzugeben, wird in Kürze erwartet.

Paris, 7. October. Der Minister des Innern Brisson mußte heute Abend wegen der bedenklichen Stimmung unter den streikenden Bauarbeitern ein starkes *Militäraufgebot* verlangen. An mehreren Punkten der Stadt und der Vororte kam es zwischen den Streikenden und den Arbeitenden zu blutigen Zusammenstößen.

Paris, 7. Oktober. Auch ein Theil der Fuhrleute, welche den Straßenschmutz abfahren, ist in den Ausstand eingetreten. An verschiedenen Punkten der Stadt sind die Schmutzkästen nicht entfernt worden.

Paris, 7. Oktober. Der Rath am Kassationshof Bard ist zum Berichterstatter in der Angelegenheit der Revision des Dreyfus-Prozesses ernannt worden.

Paris, 7. Oktober. Nach einer Depesche des Journal des Debats aus Tschung-King sind in der dortigen Gegend schwere Ruhestörungen ausgebrochen. Die Missionare wurden angegriffen und die Europäer arg bedroht. Die Lage in der Provinz Szetschwan ist sehr ernst. Das Blatt spricht angesichts dieser Lage seine Verwunderung darüber aus, daß das Marineministerium sich anschicke, einen Theil der ostasiatischen Schiffsdivision zurückzurufen.

London, 7. October. Der Indianeraufstand in Minnesota scheint einen Umfang anzunehmen, wie er seit längeren Jahren nicht dagewesen ist. Zwar hat sich die Nachricht von der völligen Vernichtung der Abtheilung des Generals Bacon nicht bestätigt. Vielmehr sollen sich die Truppen nach einer gestrigen Meldung aus St. Paul verschanzt haben und vorläufig ausreichende Munition besitzen. Nach den letzten Berichten seien nur ein Major und 6 Mann getödtet worden, der Kampf dauere indessen an, 4 Indianer seien getödtet und 2 verwundet.

London, 7. Oktober. Der sehr zuverlässige Pekinger Times-Korrespondent meldet: Die Kaiserin empfängt das Kabinet täglich, offen neben dem Kaiser sitzend, anstatt wie früher hinter einem Schirm. Danach wäre also der Kaiser noch am Leben. Der genannte Korrespondent sagt weiter, die unmittelbare Ursache der Umwälzung sei hauptsächlich die Absicht des Kaisers gewesen, ein Edikt zu erlassen, daß die Beamten die Zöpfe abschneiden und europäische Kleidung anlegen sollten. — In Kangs Haus wurden Schriftstücke gefunden, welche seine Korrespondenz mit den antidynastischen Führern im Süden zweifellos beweisen. Kang erklärte dem Hongkonger Times-Korrespondenten, er habe dem Kaiser gerathen, das Land zu reorganisiren und ein Bündniß mit England zu schließen. Am 17. September habe ihm der Kaiser geschrieben: „Du mußt sofort hinausgehen und Mittel finden, mich ohne Verzug zu retten." Kang fordert England auf, für den Kaiser einzugreifen. Nach einer Meldung aus Tientsin trafen die für Peking bestimmten britischen Marinesoldaten und die Kosaken am 4. Oktober ein. Der Vizekönig Yuen verweigerte ihnen aber die Erlaubniß, nach Peking zu gehen.

London, 7. Oktober. Eine Dalziel-Depesche aus Shanghai meldet: Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte über eine englische Quadratmeile der Stadt Hankau, darunter die Amtsgebäude, die Tempel und viele tausend Häuser. Man befürchtet, daß tausend Personen umgekommen sind.

Rom, 7. Oktober. Der Papst wird morgen den melchitischen Patriarchen von Jerusalem Garagiri empfangen, um ihm Instruktionen für einen würdigen Empfang des deutschen Kaisers bei dessen Besuch im heiligen Lande zu geben. Der Patriarch reist sofort dahin ab. Dieselben Instruktionen sind dem römisch-katholischen Klerus ertheilt worden, da der Papst *wünscht*, daß dem Kaiser das größte Entgegenkommen gezeigt werde.

Madrid, 7. Oktober. Die Königin-Regentin von Spanien unterzeichnete gestern ein Decret, durch welches mehrere Altersklassen entlassen werden. — Der ehemalige Gouverneur der Philippinen, General Augustin, ist gestern in Madrid eingetroffen und hatte mit dem Kriegsminister Correa eine Bespechung.

Belgrad, 7. Oktober. Hier geht das Gerücht, der Ministerpräsident Georgievic habe dem König Alexander mitgetheilt, er werde demissioniren, wenn die Königin Natalie nach Serbien zurückkehre.

Kandia, 7. Oktober. Heute sind weitere 1000 Mann des Northumberland-Füsilier-Regiments vom Sudan hier eingetroffen; die Engländer *sind somit über 4000 Mann stark*. Den türkischen Truppen ist noch immer der alleinige Wachtdienst innerhalb der Stadt überlassen. — Contreadmiral Noel ist an Bord der „Revenge" nach der *Sudabay abgegangen*. Weitere 1000 Mann Verstärkung folgen.

Angekommene Fremde.

Grand Hotel. Herren: Roth aus Thorn, Kaufmann aus Berlin, Frisch aus Wien, Altschuler aus Suma, Bayersbach aus Hamburg, Ganus aus Metz, Turkus und Rotwand aus Warschau, Löwenstein aus Zawiercie, Awinowicki aus Elsenforst, Fitow aus Kischiniew.

Hotel Victoria. Herren: Mieczkowski, Konitz und Musnicki aus Warschau, Leibmann aus Minsk, Zon aus Zarskoje-Selo, Politow aus Karasubasar, Schkiemo aus Rentschno.

Hotel de Pologne. Herren: Michelow aus Riga, Seinczek aus Praga, Schpak aus Warschau.

Hotel du Nord. Herren: Konczik aus Paris, Kaufmann aus Berdyczew.

Hotel de Paris. Herren: Rasumow aus Saratow, Finkelstein und Fuhrmann aus Odessa, E. und W. Breivogel aus Wien.

Nachstehende Telegramme konnten vom Telegraphenamt theils wegen mangelhafter Adresse, theils aus anderen Gründen nicht zugestellt werden:

Haus Gisburg aus Warschau, Vorzeiger der Quittung № 5255 aus Warschau, Beckler aus Jekatherinburg,, Maszlacki aus Poltawa, Klewiton aus Boguslaw.

Anmerkung: Personen, welche eine von den oben angegebenen Depeschen in Empfang nehmen wollen, sind verpflichtet, dem Telegraphenamte eine entsprechende Legitimation vorzulegen.

Coursbericht.

Warschau, den 7. October 1898.

Wechsel	Für	Discont	Brief	Geld	Gemacht
Berlin . .	100 M.	4	—.—	—.—	46.22½ 25
London . .	1 Lstrl.	3	—.—	—.—	—
Paris . .	100 Fr.	2	—.—	—.—	78.50
Wien . .	100 fl.	4	—.—	—.—	—
Petersburg .	100 Rs.	4	—.—	—.—	—

Berlin, den 9. Oktober 1898.
100 Rubel — 216 Mk. 55
Ultimo — 216 Mk. 25

Warschau, den 9. Oktober 1898.

Berlin	46	22½
London	9	37
Paris	37	37
Wien	78	60

Die Staatsbank verkauft!

Tratten:
auf London auf 3 Monate zu 93,95 für 10 Lstrl,
auf Berlin auf 3 Monate zu 45,90 für 100 Mark,
auf Paris auf 3 Monate zu 37,22½ für 100 Francs,
auf Amsterdam auf 3 Monate zu 77,75 für 100 Holl. Gulden.

Checks:
auf London zu 94,40 für 10 Lstrl.
auf Berlin zu 46,27½ für 100 Mark.
auf Paris zu 37,45 für 100 Francs.
auf Amsterdam zu 78,35 für 100 Holl. Guld.
auf Wien zu 78,70 für 100 österr. Guld.

Die Staatsbank wechselt Kreditbillete auf Goldmünze um in *unbeschränkter* Summe (1 Rubel = 1/15 Imperial, *enthält* 17,424 Doli Reingold.)

Goldmünzen *alter* Prägung werden von der Bank angenommen:

Imperiale aus den Jahren 1886—1896	zu 15 R.	— K.
Imperiale aus früheren Jahren	„ 15 „	45 „
Halbimperiale aus den Jahren 1886—1896	„ 7 „	50 „
Halbimperiale aus früheren Jahren	„ 7 „	72½ „
Dukaten	„ 4 „	63½ „

16. Juli 1898.

Getreidepreise.

Warschau, den 6 October 1898.
(in Waggon-Ladungen pro Pud Kopeken

Weizen.				
Fein	von	—	bis	—
Mittel	„	—	„	—
Ordinär	„	—	„	—
Roggen.				
Fein	„	80	„	81
Mittel	„	—	„	—
Ordinär	„	—	„	—
Hafer.				
Fein	„	—	„	—
Mittel	„	72	„	78
Ordinär	„	65	„	68
Gerste.				
Fein	„	—	„	—
Mittel	„	—	„	—

Die Werbung.

Eine Skizze
von
Lothar Schmidt.

Es war von Liebe zwischen ihnen keine Spur, doch heirathen würden sie sich, das stand fest. Die beiderseiten Verwandten hatten dem beiderseitigen Willen zur Ehe die Wege geebnet, indem sie in aller Form die Bekanntschaft vermittelten, die bezüglichen Verhältnisse darlegten, und nachdem alles durchsprochen und in Ordnung befunden war, hatten sie sich zwar nicht der Neigung, wohl aber der Geneigtheit der Beiden versichert.

Die zukünftige Braut war ein Mädchen von 25 Jahren und von doppelt so vielen tausend Thalern Mitgift. Man konnte sie keineswegs hübsch nennen, doch auch keineswegs häßlich. Merkwürdig, wie wenig außer der Ziffer der Morgengabe überhaupt Positives sich von ihr sagen ließ. Weder dumm war sie, noch gescheit; nicht gebildet, noch ungebildet; unliebenswürdig nicht und auch nicht liebenswürdig; nicht korpulent, nicht groß noch klein, weder blond noch braun.

Man fragte sie: „Gefällt Dir der Amtsrichter? Sie antwortete: „Daß er mir besonders gefiele, könnte ich nicht gerade sagen."

Man forschte weiter: „Hast Du an seinem Aeußeren oder seinem Wesen was zu bemängeln?" — „Nein," erwiderte sie, „ich habe weder daran etwas zu loben, noch zu tadeln."

„Könntest Du Dich mit dem Gedanken vertraut machen, seine Frau zu werden?„ — „Ach Gott ja, warum denn nicht.

Dem Amtsrichter wurde — wie sich das von selbst versteht — das bedeutungsvolle Gespräch nicht in allen Punkten mit historischer Treue wiedererzählt. Er legte darauf auch keinen besonderen Werh und war völlig mit dem Bescheide zufrieden, daß das Fräulein eventuell nicht abgeneigt sei, seine Gattin zu werden.

Dennoch durchmaß er jetzt gesenkten Hauptes und mit vielen parallelen Falten auf der Stirn das Zimmer: ihn quälte bezüglich der Heirath die Sorge, eine wirkliche ernste Sorge, die sich leider nicht in Zahlen ausdrücken und also auch durch Rechenexempel nicht bewältigen ließ. Diese Sorge war gesellschaftlicher Natur und sie wuchs riesengroß im umgekehrten Verhältniß zu der Nähe des Tages, wo er das entscheidende Wort mit der Zukünftigen reden sollte.

Das Wort selbst war Sorge.

Er war nicht abgeneigt, das wußte sie.

Sie war nicht abgeneigt, das wußte er.

Die ganze Angelegenheit schien damit so einfach: „Gnädiges Fräulein, ich liebe Sie und frage, wollen Sie meine Frau werden, bezw. gestatten Sie, daß ich Ihr Gatte werde?"

„Herr Amtsrichter, Ihr Antrag ehrt mich und ich willige ein."

Darauf würde man schnurstracks den Eltern, Verwandten, Onkels, Tanten Mittheilung machen, sich die Hände drücken, sich beglückwünschen lassen und vor Gott und der Welt als regelrecht verlobtes Brautpaar gelten.

Hm, ja, ja... alles ganz schön, aber ... in der Theorie macht sich das viel leichter, als in der Praxis, da gab es tausenderlei Faktoren, die erschwerend, hemmend, hindernd in den Weg traten. Der Erfolg der Werbung stand außer Zweifel, aber die Werbung selbst war für ihn das Schreckliche.

Ach, wenn er doch durch irgend einen Zufall über die Erklärung, über die definitive Aussprache unter vier Augen hinweg kommen könnte.

Erstens nämlich gehörte er zu jenen gesellschaftlich unbeholfenen Menschen, denen es nicht gegeben ist, im leichten, womöglich scherzhaften Plaudertone eine ernsthafte Lebensfrage zu behandeln. Zweitens war er durchaus ein ehrlicher Kerl; er hätte um keinen Preis der Welt Phrasen von Liebe und Zärtlichkeit über die Lippen gebracht, wo er sich klar bewußt war, eine Ehe einzugehen, die unter Ausschluß jeglicher Herzensregung ihm lediglich der kühle, juristische Verstand diktirte. Drittens aber — und das war das Schlimmste seiner Lage — besaß er trotz seiner vierzig Jahre im Punkte Verlobung auch nicht die allergeringste Uebung.

Daß er sich furchtbar dumm und tölpelhaft anstellen würde, war ihm im Voraus gewiß, und dieser Umstand mehrte seine Unsicherheit noch gewaltig.

Unzählige Tausende waren allerdings unter ähnlichen Verhältnissen vor ihm den gleichen Weg gewandert, indessen ist es schon, wenn Zwei dasselbe thun, nicht dasselbe, um wie viel weniger, wenn Tausende es thun?

Die Bekanntschaft währte nun bereits drei volle Monate, ohne daß, trotz der eifrigsten Beihilfe von des Mädchens Eltern, Onkeln und Tanten die Annäherung weiter gediehen war, als bis zum gleichgiltigsten Gespräch über die alltäglichsten Dinge. Und dabei gab man ihnen stets auf den gemeinsamen Spaziergängen einen Vorsprung von mindestens fünfzig Schritten, oder ließ sie in ebenso diskreter Entfernung zurück.

Einmal, allerdings nur ein einziges Mal, hatte man, was Amor nicht zustande bringen wollte, mit Bacchus Hilfe zu erringen versucht. Sie waren Alle in eine Weinstube gegangen, hatten sich, die Eltern, die Onkel, die Tanten und die noch nicht Verlobten einander zugetrunken. Namentlich vor dem Amtsrichter verneigte man sich alle Augenblicke, hob das Glas, blinzelte ihn verständnißinnig an.

Einer von der Gesellschaft flüsterte heimlich: „So Viele gegen einen! s' ist eigentlich 'ne Feigheit!" —

Doch dem also Gefeierten kam der Vorwand zum Trinken ganz gelegen: er dankte und schluckte, nach allen Richtungen sich höflich verbeugend; denn er hoffte heut endlich den rechten Ton und die rechten Worte zu finden.

Aber im Gegentheil: nach zwei Flaschen Rheinwein wurde er stiller und immer stiller. Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz. Schließlich betheiligte er sich überhaupt nicht mehr an der Unterhaltung und blickte nur stumpfsinnig vor sich hin.

Für die Tischgenossen war's eine peinliche Situation. Der Zukünftigen blinkte eine Thräne an der Wimper. Stimmen wurden laut, die zum Aufbruch mahnten.

Da plötzlich, gleich als ob er aus einem Traume jäh erwache, richtete er mit entschlossenem Ruck den Oberkörper kerzengrade, warf den Kopf in die Höhe und rief mit männlicher, kräftiger Baßstimme laut durchs Lokal: „Sekt!"

Es wirkte dieser Ruf auf die Anwesenden wie eine Zauberformel. „Sekt! ... Sekt, Sekt!" tönte es im Echo wider.

Der Kellner servirte eine der feinsten Marken. Der Amtsrichter als Spender läßt die Pfropfen knallen und goß in die spitzen Kelchgläser das perlende Naß. Das Allgemeinbefinden hatte sich im Nu geändert, Heiterkeit begann zu herrschen, und wie er jetzt, zum drittenmal sein Glas füllend, auf das Wohl „meiner Nachbarin Fräulein Grete" zu trinken aufforderte, galt es als eine ausgemachte Sache: heute noch, vielleicht sogar bald, spätestens aber auf dem Heimwege, würde er mit ihr sprechen.

Er sprach in der That mit ihr, er sprach sogar fortwährend mit ihr, nur vom Heirathen kein Sterbenswörtchen. Er sprach — (die Eltern, Onkel, Tanten rissen Augen und Ohren auf) — von der schönen Zeit, die bald vorbei sein werde, von den Annehmlichkeiten, von der Ungebundenheit des Junggesellenthums.

Es wäre nun doch wohl an der Zeit aufzubrechen, meinte eine Tante. Der Amtsrichter sträubte sich lallend: „O nein, verehrte Frau, so gemüthlich sind wir noch nie zusammengewesen die ganze Zeit hindurch, wo ich die Ehre habe, die werthe und vielliebe Familie von Fräulein Grete zu kennen!"

„Trotzdem . . . es ist die höchste Zeit, nachhause zu gehen!"

Und man ging. Diejenigen, welche ihre Hoffnung auf den Heimweg gesetzt hatten, sahen sich enttäuscht. Der Amtsrichter begleitete Grete nicht; er war allzusehr der Begleitung bedürftig. Ein diskreter Herr, der für solche Situationen ein freundliches Verständniß besaß, nahm sich liebevoll des Ehekandidaten an.

* * *

Eine Woche lang ließ sich der Amtsrichter nicht blicken. Die Schwierigkeit der Werbung schien ihm nunmehr ins Unmögliche gewachsen zu sein, Da besuchte ihn ein Vetter von Grete, erkundigte sich nach seinem Befinden, warum er sich denn nicht zeige, ob er etwa krank sei.

„Lieber Freund, um ganz offen zu sein: ich schäme mich."

„Sie schämen sich, Herr Amtsrichter?"

„Ja, wegen des kleinen Schwipses von neulich, Sie wissen schon."

„Aber gehen Sie doch, Herr Amtsrichter! So was kommt doch in den besten Familien vor! . . . Ja, wenns ein Bierrausch gewesen wäre! . . . aber so ein ganz klein wenig Sektstimmung, du lieber Gott!"

„Sie meinen also, daß man mir nichts nachträgt?"

„Aber keine Spur, Herr Amtsrichter!"

„Aufs Wort nicht?"

„Auf Ehrenwort!"

Ein Lächeln glitt über des Amtsrichters Gesicht: „Ich werde den Herrschaften demnächst meine Aufwartung machen!"

Nun ging er wieder auf Freiersfüßen, ganz so planvoll und muthlos, wie früher. Aber das Mädchen, sei es aus eigener Entschließung, sei es, weil man auf sie eingewirkt hatte, nahm jetzt selbst ihr Schicksal in die Hand; sie gab die abwartende Stellung auf und ging zum Angriff über.

Es traf sich, daß die Beiden oft allein waren. Dann wußte sie das Gespräch immer so zu wenden, daß er bei nur ein ganz klein wenig Geschicklichkeit leicht Veranlassung nehmen konnte, ja eigentlich nehmen mußte, sich zu erklären. Indessen, so willkommen ihm auch offenbar jede derartige Situation schien, er warb nicht; er sah sie nur aus verlegenen Augen groß an, er bewegte zwar die Lippen, redete aber nicht.

Ihre Mutter, eine in solchen Dingen erfahrene Frau, rieth: „Du mußt noch deutlicher werden, mein Kind, Du mußt ihn provozieren, so daß er nicht anders kann als Farbe bekennen."

„Ja, wie denn Mama? Ich weiß schon nicht mehr, was ich sagen oder thun soll. Sobald ich ihn so weit habe, ist er befangen wie ein Gymnasiast und bringt kein Wort heraus."

„Die Schuld liegt zuletzt an Dir, mein Kind. Wenn ein Mann sich verheirathen will — und es ist doch ganz klar, der Amtsrichter will sich verheirathen, will sich mit Dir verheirathen —, so liegt es bloß an dem anderen Theil, wenn aus der Sache nichts wird.

Die Mama entwarf nun mit strategischem Geschick gleich mehrere Feldzugspläne auf einmal, von denen besonders der eine Gretes Billigung fand.

Einige Tage später begegnete sie dem Amtsrichter auf der Straße. Er begrüßte sie, reichte ihr die Hand, fragte, ob er sie ein Stück begleiten dürfe.

„Mit Vergnügen! Sie erweisen mir sogar einen großen Gefallen; ich habe für Papas Geburstag einen Schaukelstuhl zu besorgen; möchten Sie mir auswählen helfen?"

„Gern, wenn Sie gestatten . . ."

Sie plauderte lustiger, unbefangener als sonst, während sie nebeneinander hergingen. Dem Amtsrichter fiel das veränderte Wesen auf, ein gewisser schalkhafter Humor, welcher sich ihm, soweit seine philiströse Beamtennatur es zuließ, mitzutheilen begann.

„So kamen sie an ein großes Möbelmagazin, das Ziel ihrer Wanderung. „Ich möchte einen Schaukelstuhl kaufen," sagte Grete zu einem der jungen Leute.

„Sehr wohl. Was für ein Modell wünschen die Herrschaften?... deutsch, englisch, französisch oder amerikanisch„... Vielleicht sehen sich gnädige Frau einmal was Amerikanisches an . . . rocking chair? sehr zu empfehlen.

Grete blinzelte den Amtsrichter an. Der machte ein Gesicht wie Jemand, der gern dreinreden möchte und doch nicht darf.

Der Verkäufer begriff sofort, daß es hier allein darauf ankam, das Wohlwollen der Dame zu kaptivieren; für den Mann, der sicher ein Pantoffelheld war, genügten ein paar verbindliche Floskeln nachher, wenns ans Bezahlen ging. „Wenn sich die gnädige Frau vielleicht mal in den rocking chair setzen wollen?... Ich bin überzeugt, die Figur der gnädigen Frau würde sich außerordentlich gut darin ausnehmen."

Grete setzte sich in den Schaukelstuhl, den der Amtsrichter auf- und niederwippte. „Ich werde ihn nehmen," sagte sie, was kostet er?"

„Dreißig Mark." Der Kommis verneigte sich diesmal vor dem Amtsrichter, welcher unschlüssig mit den Händen in den Hosentaschen herumfingerte."

„Nein, nein, das Bezahlen ist meine Sache!" Grete zog das Portemonnaie heraus.

„Na sowas!" dachte der Verkäufer, — „sogar das Geld hat sie unter sich!" Unter vielen Komplimenten strich er die zwei Goldstücke ein: „Wollen sich die Herschaften nicht einmal in die Ausstellung hinaufbemühen? Es sind gestern wunderbare Sachen aus der Fabrik gekommen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, tänzelte ihnen der auf seine Tantiemen erpichte Verkäufer durch verschiedene luxuriös, aber stillos eingerichtete Zimmer voraus, um schließlich in einem Rokokosalon, piecé de resistance, stehen zu bleiben. Stolz, mit der Miene eines Triumphators wartete er, bis sich das Paar genähert hatte. Darauf in weiter Geste beschrieb er einen halbkreisförmigen Bogen mit dem rechten Arme und sagte weiter nichts als: „4000 Mark."

Grete schwieg, der Amtsrichter infolge dessen auch.

„Die Herrschaften können übrigens genau denselben Salon, nur etwas weniger elegant, für 3000 M. haben."

Die Dame und nach ihrem Vorbilde der Begleiter schüttelten die Köpfe.

„Nicht?... Dann werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen etwas Anderes zu zeigen."

Sie wollten Einspruch erheben, doch da war er auch schon vorweg geeilt und, da sie aus dem Labayrinth von Zimmern den Ausgang nicht wußten, so blieb ihnen weiter nichts übrig, als zu folgen.

An der Schwelle einer geschlossenen Thür harrte ihrer der Führer. Er öffnete und sie befanden sich in einem kokett eingerichteten Schlafgemach. Grete wurde dunkelroth im Gesicht, der Amtsrichter zerrte an seinem Schnurrbart, als ob er ihn sich ausreißen wollte. Und durch Scham und Verlegenheit hindurch hatten sie den Eindruck des Weißen. Weiß war der gedoppelte Toilettentisch mit den beiden Spiegeln darauf, weiß die Stühle, weiß ein Schrank, weiß eine Kommode, weiß endlich das Bett mit dem darüber gespannten Baldachin.

„Wie gefällt Ihnen das, gnädige Frau?"

„Gut!" klang es schüchtern zurück.

„Und dem Herrn Gemahl?"

Der Amtsrichter räusperte sich einmal, zweimal, dreimal, dann bestätigte er zunickend: „Gut, wirklich sehr gut."

„Nicht wahr? das will ich meinen. Und ich könnte Ihnen ausnahmsweise einen exorbitant billigen Preis dafür machen. Die Einrichtung wurde auf Bestellung angefertigt, der Kauf aber durch ein Reugeld wieder rückgängig gemacht. Den Herrschaften würde das Reugeld zu gute kommen: bedenken Sie 1500 Mark statt 2000! Ich kanns laut Faktura nachweisen... Die Verlobung ging ein paar Tage vor der Hochzeit zurück, aus diesem Grund . . . .

„Welche Verlobung?" fragte Grete neugierig.

„Nun eben von dem Paar, das dieses Zimmer gekauft hatte. Der Bräutigam soll gesellschaftlich ein so ungeschickter und unbeholfener Mensch gewesen sein, daß die Braut noch in zwölfter Stunde auf die Heirath verzichtete."

„Hm . . . ich kaufe die Einrichtung!" rief plötzlich ganz unvermittelt der Amtsrichter, — „indessen ich... ich brauchte sie nicht augenblicklich; es könnten immerhin einige Monate vergehen, bis ich die Möbel abholen lasse."

„Das macht ja nichts, mein Herr! Auf welchen Namen, wenn ich bitten darf?"

„Amtsrichter Raksch."

Der Kommis notierte den Namen: „Sehr wohl, Herr Amtsrichter, ich danke."

Grete sah ihn erstaunt an, der Amtsrichter lüftete grüßend den Hut und der Kommis begleitete mit einem tiefen, tiefen Bückling die Beiden zum Ausgang.

* * *

Auf der Straße gingen sie eine Weile schweigend neben einander her. Das Mädchen verbiß sich gewaltsam ein Lachen.

Sie waren an Gretes Wohnung angelangt, der Amtsrichter verabschiedete sich ganz so wie sonst, nur mit einem etwas kräftigeren Händedruck.

„Nun, hat er sich endlich erklärt?" erkundigte sich oben die Mama.

„Nein, aber das Schlafzimmer haben wir eben gekauft, Mama!" Da umarmte die Mutter ihr Kind, küßte es, gratulirte und gab ihren Segen.

Nummer 18.

Aus den Erinnerungen einer englischen Gefangen-Aufseherin.

„Nummer 18, machen Sie, daß Sie mit Ihrem Plätten fertig werden, ich gebrauche Sie im Magazin.

Nummer 18 antwortete mir nicht, sondern neigte nur zustimmend den Kopf. Ich bemerkte hierbei, daß sich eine Thräne aus ihrem Auge stahl.

Diese Gefangene interessirte mich deswegen, weil ihr Stand und ihre Bildung sich bei weitem über das Durchschnittsmaß gewöhnlicher Verbrecher erhob. Zur Zeit, von der ich spreche, war ich nämlich 2. Aufseherin an einem Provinzial-Gefängnisse. Ich hatte ihre Ueberlegenheit über ihre Mitgefangenen bemerkt und muß bekennen, daß ich ihr in vielen Beziehungen ihr Loos erleichtert hatte. So hatte ich in diesem besonderen Falle sie auch dazu bestimmt, mir Kleider im Magazin aussuchen zu helfen. Als Nummer 18 ihre Plättarbeit beendet hatte, waren wir bald mit der leichteren Arbeit beschäftigt.

Wir waren allein und noch keine fünf Minuten in dem Zimmer, als mein Pflegling heftig zu weinen begann und zu meiner nicht geringen Ueberraschung sich in meine Arme warf.

„Hören Sie auf und thun Sie das nie wieder; was ist denn eigentlich los mit Ihnen?" fragte ich sie. „Denken Sie doch, wenn jetzt plötzlich der Herr Direktor käme, was soll ich dann thun? Sie machen mir die größten Unannehmlichkeiten."

Unter herzerschütterndem Jammer schlug Nummer 18 ihre Arme um meinen Hals.

„Ich will ja ruhig sein, Frau Aufseherin", brachte sie mit großer Anstrengung hervor, „ich bin sehr unglücklich und elend."

„Das glaube ich gern", antwortete ich so theilnehmend, wie ich konnte, „alle die hierher kommen, ausgenommen die ganz Verstockten, sind unglücklich, aber Sie werden ja bald von hier fortkommen. Nur noch einen kurzen Monat, und dann sind Sie wieder mit Ihrer ganzen Familie vereint."

„Aber, liebe Frau Aufseherin, mein Kind, mein lieber kleiner Junge", erzählte sie unter Thränen, „ist krank, und ich kann ihn nicht mehr sehen, wenn er jetzt sterben sollte. Fortwährend ruft er nach seiner Mutter, und, ach Gott, ich kann nicht, ich darf nicht zu ihm. Was soll ich thun? Mein Herz bricht vor Verlangen, ihn zu sehen und seine Schmerzen zu lindern. Was soll ich thun?" Und abermals legte sie ihren Kopf an meine Brust, und ein leiser Verzweiflungsschrei entfuhr ihren Lippen, der mir das Herz durchschnitt, denn ich selbst hatte zwei reizende Kinder zu Hause.

„Woher wissen Sie denn das?" fragte ich sie, als sie sich etwas beruhigt hatte.

„Die lahme Frau, die gestern hier eingeliefert wurde, erzählte mir dies auf unserm Spaziergange und auch, daß meines lieben Jungen fortwährende Frage sei, wo Mutter ist. Ach, wenn Sie nur wollten, Sie könnten mir helfen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nun, daß ich in drei bis vier Tagen zu Hause sein muß."

„Unsinn", antwortete ich kurz. „Sie verlieren wohl Ihren Verstand, gehen Sie jetzt an Ihre Arbeit."

Sie gehorchte, fuhr aber zu sprechen fort: „Ich weiß, daß ich herauskommen kann, wenn Sie mir nur ein wenig helfen wollten, und es soll niemand dadurch zu Schaden kommen. Sie sollen mir nur einen Brief zur Post geben, und dann werde ich binnen Kurzem bei meinem lieben Jungen sein." Sie faltete ihre Hände und sah mich mit Spannung an.

„Ach was, Sie müssen sich solche Dinge vollständig aus dem Kopf schlagen. Nehmen wir einmal an", sagte ich, um sie zu beruhigen, ich ginge auf Ihre Bitte ein, und es käme heraus. Was würde die Folge sein? Ich verlöre meine Pension, und ich muß auch daran denken, daß ich für zwei Kinder zu sorgen habe und eine Wittwe bin."

Auf diese meine Antwort schwieg sie eine Zeit lang und verrichtete mechanisch ihre Arbeit. Plötzlich aber fuhr sie fort:

„Welcher Betrag wäre Ihrer Meinung nach erforderlich, um soviel Zinsen abzuwerfen, wie die Pension, die Sie erwarten, beträgt!"

„Tausend Pfund", erwiderte ich lachend und

glaubte, daß diese Antwort ihr weitere derartige Gedanken benehmen würde.

Sie ließ die Kleider, die sie gerade in der Hand hatte, fallen, ergriff meine Hände und sagte dann mit fester Stimme zu mir: „Wenn Sie tausend Pfund erhielten? Würden Sie mir dann helfen? Schwören Sie mir dies bei der Liebe zu Ihren Kindern und bei der Hoffnung, daß es Ihnen gut gehen möge.“

„O ja, das will ich Ihnen gern versprechen, entgegnete ich, auf ihre Bitte eingehend, denn ich glaubte, Kummer und Gram müßten sie von Sinnen gebracht haben.

„Denken Sie daran, daß dies ein feierliches Versprechen ist, antwortete sie noch, und in demselben Augenblicke läutete die Glocke, den Schluß der Arbeit anzeigend, und die Gefangenen wurden nach ihren Zellen abgeführt.

Nach einer weiteren Stunde war auch mein Tagewerk vollendet. Nachdem ich sämmtliche Insassinnen nochmals in ihren Zellen besucht hatte, konnte ich die Schlüssel der dienstthuenden Nacht-Aufseherin übergeben und nach Hause gehen. Als ich in die Zelle von Nr. 18 kam, fand ich die Gefangene etwas ruhiger. Sie umarmte und küßte mich und sagte flüsternd: „Gute Nacht, liebe Frau Aufseherin, denken Sie daran, und Gott wird Sie segnen.“ Ich ging weg und hoffte, daß sie die Geschichte mit dem Briefe vergessen hätte.

Da ich außerhalb wohnte, setzte ich meinen Hut auf, zog meinen Mantel an, der vollständig meine Gefängnißuniform verdeckte, und ging nach Hause zu meinen Kindern.

Man denke sich jedoch mein Erstaunen, als ich meinen Mantel ablegte und in meine Kleidertasche griff, dort einen noch nicht frankirten Brief zu finden, den Nr. 18 augenscheinlich in meine Tasche hatte gleiten lassen, bevor ich ihre Zelle verließ.

Er war nach einer 15 Meilen entfernten Stadt gerichtet.

Mein erster Gedanke war ihn zu verbrennen und schon hielt ich ihn über das Feuer, aber es gab meinem Herzen einen Riß, als ich an ihr Kind dachte, und als ich bei einem Blicke durchs Zimmer meinen eigenen süßen Jungen mit seinem lieben Gesicht über seine Schiefertafel gebeugt sitzen sah, zitterte meine Hand. „Ich will ihn jetzt noch nicht verbrennen,“ dachte ich, „ich will bis morgen warten und bis dahin überlegen, was das Beste ist“, und legte den Brief auf den Kaminsims.

Nachdem wir Abendbrot gegessen hatten, hieß ich meine kleine Tochter von zwölf Jahren den Tisch abräumen, während ich selbst noch nach der Stadt ging, um Verschiedenes noch für den folgenden Tag einzuholen. Ich blieb wohl eine Stunde weg, und als ich zurückkehrte, begrüßte mich meine Tochter mit den Worten:

„Mama, ich habe eine Marke gekauft und Deinen Brief noch rechtzeitig zur Post gebracht. Eine Minute später, und er wäre nicht mehr mitgegangen.“

„Was für einen Brief, mein Liebling; was ist das für eine Geschichte?“

„Nun den Brief, den Du auf das Kaminsims gelegt hattest“, erwiderte sie lachend, „und Du bist mir für die Marke noch einen Penny schuldig, vergiß das nicht, Mama.“

Ich sank auf einen Stuhl nieder, überwältigt von dem Gedanken, daß der Brief nun seinen Lauf genommen hätte, zu Gutem oder Bösem, und dies durch die Hand meines eigenen Kindes.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht, und als ich am andern Morgen zum Dienst ging, fand ich meinen Pflegling in freudiger Stimmung.

„Ich weiß, Sie haben mir geholfen, Ich weiß es. Ich habe von meinem lieben Jungen geträumt, und er sagte, er befände sich besser, und er würde mich bald sehen.“

„Still davon“, unterbrach ich sie, „ich kann davon nichts mehr hören, ich werde große Unannehmlichkeiten haben.“

„Nein, nein, das werden Sie nicht, Frau Aufseherin, und ich werde mein ganzes Leben lang für Sie beten. Aber auch ich will nicht mehr davon sprechen.“

Am nächsten Tage, bevor ich in das Gefängniß ging, erhielt ich mit der Post eine kleine, hölzerne Schachtel. Beim Oeffnen fand ich einen Brief und ein Bündel Banknoten in Stücken zu 50 Pfund und im Betrage von tausend Pfund. Beim Anblick derselben wankten meine Kniee, kalter Schweiß rollte von meiner Stirn, und ich wäre beinahe ohnmächtig geworden, da mir die Schwierigkeit meiner Lage zu Bewußtsein kam. Ich erholte mich jedoch bald und gewann die Fassung, den Brief zu lesen.

„Geehrte Frau Aufseherin! Meine Frau theilt mir mit, daß Sie einverstanden sind, ihr zu helfen, und ich habe von ihr einen Brief erhalten, der zweifellos von Ihnen zur Post gegeben worden ist. Empfangen Sie hierfür herzlichen Dank, und nach dem Wunsche meiner Frau erlaube ich mir, das beizuschließen, was Sie gern haben möchten. Verbrennen Sie den Brief und geben Sie die Banknoten in der nächsten Zeit nicht aus, damit Sie sich nicht verdächtig machen, keinesfalls aber eher, bevor Sie wieder von mir gehört haben. Sagen Sie meiner Frau, bitte, nur das eine Wort „Ja“; ich erbitte das von Ihnen als eine besondere Gefälligkeit.“

Ich warf den Brief in das Feuer, und dann versteckte ich, als ob ich an etwas Unerlaubtem theilgenommen hätte, die Banknoten unter einem losen Brett in meiner Bodenkammer. Als ich meinen Dienst antrat und die angsterfüllte Mutter sah, blickte diese mich mit größter Spannung an, und Thränen rollten auf ihre Wangen herunter, als fast tonlos meinem Munde das Wörtchen, „Ja“ entfuhr. „Meinem lieben Jungen geht es jetzt besser, ich will Sie nun nicht mehr weiter bemühen“, sagte sie. In dem Glauben, sie habe nun jetzt, wo ihr Kind sich wohler befinde, alle Fluchtgedanken aufgegeben und sich vollkommen beruhigt, verließ ich sie, und auch ich war in meinen Gedanken ruhiger geworden.

Wieder verging ein Tag, und wiederum mußte ich sie allein lassen. Die ganze Nacht war es sehr neblig gewesen, und am nächsten Morgen hörte ich zu meinem größten Schrecken, daß Nr. 18 entsprungen sei. Sie hatte die Eisenstangen ihres Fensters gelockert, und da sie von schlanker Statur war, hatte sie sich da durchgezwängt, war auf das abschüssige Dach eines angrenzenden Gebäudes gelangt, hier hinunter geklettert und dann mit Hilfe einer Leiter, welche die Maler hatten stehen lassen, auf den Hof gelangt, im zweiten Gefängnißhofe hatte sie die Leiter gegen die Mauer gelehnt, diese erstiegen und mit Hilfe, die ihr von außen zu theil wurde, wahrscheinlich mittels einer Strickleiter, war sie ins Freie gelangt, dann hatte sich jede Spur verloren.

Natürlich wurde auch ich, wie alle Andern, vom Direktor vernommen, aber zu meiner großen Beruhigung kam nichts heraus, und wohl niemals freute ich mich so sehr auf das Nachhausegehen wie an jenem Abend.

Der Dienst nahm seinen gewöhnlichen Gang, und ich hatte meine Banknoten noch nicht angerührt; in der That ich schien mich garnicht um sie zu kümmern, als ich eines schönen Morgens, ungefähr sechs Wochen später, einen dicken Brief, von Frauenhand adressirt, aus Kanada erhielt. Rasch erbrach ich die Siegel und fand zu meinem nicht geringen Erstaunen abermals Banknoten im Werthe von tausend Pfund darinnen. Der beiliegende Brief erklärte alles:

„Meine liebe Freundin! Sie und auch die Anderen werden sich wohl manchmal gewundert haben, was aus Nummer 18 geworden ist. Ich lebe jetzt in Kanada bei meinem Mann und meinem kleinen Jungen, der nun, dank Ihrer Hilfe und Gottes gnädigem Beistande, ganz munter und frisch ist. Sie werden wohl wissen, auf welche Weise es mir gelang, zu entkommen. Mein Mann sollte mich draußen erwarten, und ich wußte, daß er das in derjenigen Nacht thun würde, die dem Tage folgt, an dem Sie mir seine Botschaft „Ja“ überbrachten. Ich weiß wohl, Sie glaubten, ich hätte den Fluchtgedanken aufgegeben. Mit Hilfe einer Strickleiter, die mir mein Mann auf die Mauer zuwarf, ließ ich mich hinunter, und rasch brachte uns ein flotter Traber in das Haus eines zuverlässigen Freundes, wo ich mein Kind in die Arme schließen konnte. Möchten Sie, liebe Frau Aufseherin, niemals von Ihren Kindern getrennt werden. Im Vertrauen will ich Ihnen noch bekennen, daß mein Gatte als dritter Sohn einem altadeligen Hause entstammt. Zu seinem Unglück gerieth er in pekuniäre Verlegenheiten, die ihn in die Netze von Schwindlern und Falschmünzern führten. Diese gebrauchten ihn dazu, ihre gefälschten Banknoten in den Verkehr zu bringen. Ohne mein Wissen gelangte ich in den Besitz einer dieser falschen Noten, und bei dem Versuche, sie auszugeben, wurde ich verhaftet und zu jener Gefängnißstrafe verurtheilt, von der Sie ja wissen; mein Mann wurde jedoch nicht in Untersuchung gezogen. Es war mir bekannt, daß, sobald ich meine Strafe abgebüßt haben würde, wir dieses Land verlassen sollten. In der Absicht, ein neues Leben anzufangen, hatte mein Mann alles seinem Vater gebeichtet, und dieser versprach, uns 5000 Pfund zu geben und uns nach Kanada zu schicken. Dann wurde mein Kind krank, und das Uebrige wissen Sie ja. Die ersten Noten, die Sie von meinem Mann erhielten, waren sämmtlich, wie ich Ihnen jetzt wohl gestehen darf, gefälscht. Bitte, verzeihen Sie mir meine List, aber es war dies der einzige Weg, um aus der damaligen Verlegenheit herauszukommen. Ich hoffe aufrichtig, Sie haben noch keine ausgegeben, sondern erst diesen Brief abgewartet. Verbrennen Sie die Banknoten, jede einzelne, daß keine vergessen wird, und wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so legen Sie, wenn Sie doch möglicherweise Bedenken tragen, die echten für sich selbst zu verwenden, diese für Ihre Kinder an. Nun leben Sie wohl, liebe Freundin; mein kleiner Sohn grüßt Sie bestens und sendet der freundlichen Dame ein Küßchen, die es seiner Mama ermöglichte, ihn zu besuchen, als er so sehnsüchtig nach ihr verlangte.“

Königin Louise von Dänemark †.

Die königliche Residenz in Kopenhagen.

Unüberwindliche Abneigung.

Von

M. Wolff.

In jugendlicher, athemloser Hast, die so garnicht zu seinem grauen Haare passen will, eilt Fritz Wellner die teppichbelegten Treppen des eleganten Miethshauses hinan.

Vier Treppen! — Puh, das greift die Lungen an!“

Erhitzt verharrt Fritz einen Augenblick vor der dunkelpolirten Thür, neben welcher ein Messingschild die Inschrift zeigt: „Elvira Braun, Malerin“.

Nun klingelt er. — Doch Sekunden vergehen, es wird nicht geöffnet. Fritz wird nervös, er zwirbelt ungeduldig die Spitzen des graumelirten Schnurrbartes.

Jetzt aber sieht er, daß die Thür nur angelehnt ist. — Ob er eintritt! — Er zögert. — Dann aber tritt er ein. Fast lautlos schreitet er über den dicken Läufer auf die gegenüberliegende Thür zu. Auch diese ist nur angelehnt und durch den schmalen Spalt dringt Tageslicht heraus. — Er klopft und wartet auf Antwort — Doch vergebens.

Er klopft noch einmal. Dann, als wieder keine Antwort erfolgt, öffnet er die Thüre und tritt auf die Schwelle.

In dem modern ausgestatteten Salon, an dessen Wandflächen zahlreiche Bilder, vollendete und unvollendete, gruppirt sind, scheint niemand anwesend. — Doch nein, dort hinter dem kunstvoll gemalten großen Kaminschirm ringeln sich feine, blaue Dunstwölkchen hervor.

„Ah, sie raucht! Ich dachte es doch, daß sie zuweilen zu diesem Betäubungsmittel ihre Zuflucht nimmt“, murmelte Fritz in sich hinein.

„Gnädige Frau, ist es gestattet, näher zu treten?“ fragt er jetzt. Ein Laut der Ueberraschung ertönt hinter dem Kaminschirme, dann antwortet eine sehr angenehme, aber müde klingende Frauenstimme: „Eigentlich nicht.“

Jetzt rauscht es wie von Frauengewändern, und jetzt wird der Schirm zurückgeschoben und Fritz verneigt sich vor der vor ihm stehenden schlanken Frau.

„Willkommen, lieber Freund; aber Sie treffen mich heute in sehr wenig geselliger Stimmung. Doch nehmen wir Platz, hier in der Kaminecke ist es sehr gemüthlich.“ Sie hat ihm während des Sprechens die weiße Hand zu freundschaftlichem Gruße entgegengestreckt; jetzt schiebt sie ein Sesselchen für ihn zurecht, dann lassen sie sich nieder.

Um Entschuldigung bittend, erklärt Fritz nun die Umstände, welche sein Eindringen möglich machten.

„So, so — es wird jedenfalls kein Selterwasser im Hause gewesen sein; da ist mein Mädchen wohl darnach gegangen und hat die Thüren aufgelassen“, entgegnet sie zerstreut.

Dann tritt Schweigen ein.

Fritz sucht nach einem Anknüpfungspunkte, um sich seiner Mission zu entledigen, und sie — ja, es ist schwer zu bestimmen, ob sie auf die feinen Dunstringelchen starrt, die der auf silberner Schale liegenden Cigarette entsteigen, oder ob ihr Blick auf dem rothen Lederkästchen ruht, welches die Aufschrift „Liebe Erinnerungen“ zeigt.

„Sie betrachten die Cigarette ja so — so entsetzt, lieber Freund“, bricht Elvira endlich das Schweigen.

„Entsetzt? Durchaus nicht, verehrte Frau, durchaus nicht“, versichert Fritz lebhaft.

„Ich habe“, sagt sie darauf, „die Cigarette im Frauenmunde verabscheut, bis sie mir zum Betäubungsmittel wurde. Auch heute nahm ich wieder meine Zuflucht zu diesem Mittel; denn heute — heute ist der Tag, an dem ich vor zehn Jahren das Haus meines Gatten verließ.“ Ein schmerzliches Lächeln spielt um ihren Mund, schweigend starrt sie vor sich nieder.

Jahrelang hat Fritz in freundschaftlichem Verkehr mit dieser Frau gestanden, noch nie aber hat er die Vergangenheit mit einem Worte berührt, heute aber muß er diese mitfühlende Diskretion außer Acht lassen, weshalb er das begonnene Thema weiter verfolgt:

„Und dann wurden Sie auf Grund gegenseitiger, unüberwindlicher Abneigung geschieden, und in dem Kreise Ihrer Bekannten gab es Leute, die hierzu ungläubig den Kopf schüttelten.“

Sie hat nur seine ersten Worte gehört, und an diese anknüpfend, fährt sie fort: „Ganz recht, so lautete das Motiv, welches uns die Freiheit wiedergab. Wie unüberwindlich diese Abneigung bei mir war, das lernte ich in allen diesen langen, einsamen Jahren erkennen. — Doch, brechen wir ab, oder — wollen Sie meine Beichte hören?“

Er nickt schweigend. Sie geht ein paar Mal nervös auf und ab; dann läßt sie sich wieder ihm gegenüber nieder und beginnt:

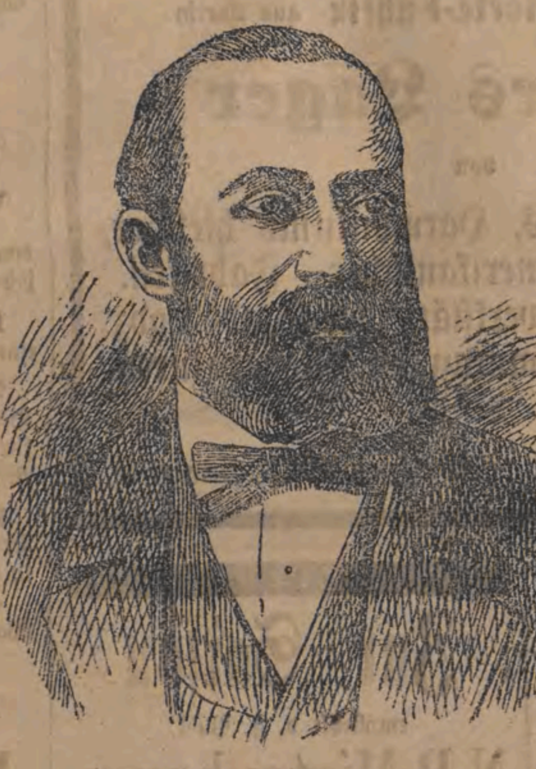
„Ich heirathete mit achtzehn Jahren und liebte meinen Mann mit jenem überschwenglichen Gefühle, welches Mädchen dieses Alters, die sorglos in der Pension oder im Elternhause heranwachsen, eben Liebe nennen. Ich sah in meinem Manne das Ideal meiner Mädchenträume verwirklicht, er war von bestechendem Aeußeren, hatte die liebenswürdigsten Manieren und war in der Lage, mir

Die Commission zur Revision des Prozesses Dreyfus.



Lanturier, Director der Strafgerichte. — Geoffron, Director der Personal-Angelegenheiten im Justizministerium. — Petit, Rath des Cassationshofes. — Creyon, Rath des Cassationshofes. — Lepelletier, Rath des Cassationshofes. — La Forec, Director der Civilgerichte.

Die Affaire Dreyfus, welche jeden rechtlich denkenden Menschen in so tiefe Gemüthsbewegung versetzt hat, ist nun durch den einstimmigen Beschluß des Ministeriums Brisson in das richtige Geleise gebracht worden. Es war ein gewissenloses Manöver sondergleichen, diese Rechtsaffaire zu einer politischen zu machen und Frankreich zu zerklüften. Auf der Teufelsinsel schmachtet ein Mensch ein französischer Bürger in schwerster, strengster Haft, von dem Schiedsspruche niedergeschmettert, ein Verräther des Vaterlandes zu sein. Der Mann war reich, angesehen, lebte in den glücklichsten Familienverhältnissen. Was soll ihn dazu bewogen haben, solch' schimpfliches Thun zu beginnen? Doch er wollte vielleicht reicher sein er war verblendet! Suchen wir nicht nach Motiven. Da kamen die ersten Gerüchte, daß es bei der Untersuchung und bei dem Kriegsgerichte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein soll. Ein Theil der Bevölkerung wurde stutzig; die Volksverführer griffen die Bewegung auf und erklärten, es seien Millionen gesammelt um Dreyfus zu befreien: immer heftiger wurden die Volksleidenschaften aufgewühlt und endlich kam der berühmte Brief Zola's: „J'accuse . . . Ich klage an!“ Man konnte noch immer glauben, Dreyfus sei schuldig, aber man mußte überzeugt sein, daß der Weg, den die Gerechtigkeit gewandelt, nicht der gerade, correcte war. Immer heftiger wurde der Streit, da erfolgte der Selbstmord Henry's, des der Fälschung überwiesenen Hauptzeugen, die Flucht Eszterhazy's, der häßlichen Lumpengestalt in der ganzen Affaire, eines Spielers, der ruinirt war und den letzten Einsatz, die äußerliche Ehre, auf eine Karte setzte. Nun sollte man doch glauben daß selbst die Anti-Dreyfusarden mit derselben Entschiedenheit für die Revision eintreten mußten, wie Diejenigen, die von der Unschuld des ehemaligen Capitäns überzeugt waren, denn nur eine neuerliche gewissenhafte Untersuchung könnte zu Tage fördern, welche Ansicht die richtige ist, und damit dem wüsten Kampfe ein Ende machen. Aber hinter all' den Demagogen, den Anhängern



Der Justizminister Sarrien.

des Herzogs von Orleans, die aus dem Trubel eine Königskrone herausfischen wollen, stecken die mächtigen Generale, die bis auf die Knochen blamirt wären, wenn all die Fälschungen, die Lügen und die falschen Eide zu Tage kommen würden und deshalb zittert man vor der Revision, deren Beginn das Ende von zahlreichen glänzenden Persönlichkeiten Frankreichs wäre. So steht die Sache und nicht um Recht und Gerechtigkeit tobt der Kampf, sondern um Macht und Einfluß, um das Ansichreißen der Gewalt, nicht um die stolze Armee Frankreichs, sondern um einige Generale, die die Aufdeckung des bösen Spieles fürchten. Nun wurde der Act Dreyfus der competenten Commission übergeben, welche ausschließlich vom juridischen Standpunkte zu urtheilen hatte. Drei Räthe des Obersten Gerichtshofes und drei Directoren des Justizministeriums bilden diese Commission, durchwegs gelehrte Juristen und erfahrene Beamte, die dem lärmenden Treiben der Tagespolitik ferne stehen. Diese Commission hat nun bekanntlich mit drei gegen drei Stimmen gegen die Revision entschieden. Aber die drei Stimmen, die gegen die Revision waren, sprachen sich nicht dagegen aus, weil sie glaubten, die Verurtheilung des Capitäns Dreyfus sei correct erfolgt, sondern im Gegentheile, sie waren für die sofortige Annullirung des Urtheils, das heißt, sie wollten die Verurtheilung vollständig aufheben. Nun ging der Bericht der Commission an den Ministerrath und der Justizminister Sarrien referirte darüber. Unter solchen Umständen war es klar, wie die Entscheidung ausfallen mußte. Die Gründe des Rechtes und der Gerechtigkeit, die der Grundpfeiler eines jeden Staatslebens sein muß, waren maßgebend in dieser Frage, und selbst diejenigen Mitglieder des Cabinets, die aus Gründen der Furcht vor den Folgen eines solchen Entschlusses anfangs zögerten, mußten endlich anderen Sinnes werden und einmüthig hat das Ministerium Brisson die Revision des Prozesses Dreyfus entschieden.

---

alle Wünsche erfüllen zu können, daher liebte ich ihn ungefähr so, wie man einen Gott liebt, an dem man keine Fehler sieht, von dem man nur immer Gutes erwartet. Daher konnte ich es auch erst nicht fassen, als ein anonymer Brief mir zutrug, daß mein Gatte zu einer Choristin in Beziehung stände. Als ich mich jedoch von der Wahrheit überzeugt hatte, loderte der anerzogene Frauenstolz leidenschaftlich in mir auf und trug den Sieg über diese überschwängliche, unreife Liebe davon. — — Ich verließ das Haus meines Gatten. Ich schrieb ihm, daß ich für das Gnadenbrot seiner Liebe denn doch zu stolz sei. — — Noch bevor Scheidung beantragt wurde, wußte Franz sich Zutritt zu mir zu verschaffen, um mir zu gestehen, daß er mich trotz alles geschehenen liebe, daß das, was uns trenne, auf einer Verirrung seinerseits beruhe, die er tief bereue, und daß er keinen heißeren Wunsch kenne, als meine Verzeihung zu erlangen. — — Ich aber konnte das begehrte, verzeihende Wort nicht finden, ich wollte meinem Frauenstolze nichts vergeben und blieb unerbittlich. — — Dann wurden wir geschieden, und zwei Jahre später hörte ich, daß Franz eine zweite Ehe eingegangen sei. Ich aber lebte im Hause meines Onkels ein trostlos leeres Leben, bis man dann Talent zur Malerei in mir entdeckte. Ich erschloß mir meinen Beruf mit der Gier eines Betäubungsuchenden, und die Zeiten des Kämpfens in ihm brachten mir das, was mir zu dem wahren Glücke meiner Ehe gefehlt hatte: Menschenkenntniß und — Menschenliebe; denn kann man den Werth eines Menschen schätzen, ohne auch nur annähernd das zu besitzen, was man Mennschenkenntniß nennt? Und kann man einen Menschen lieben und sich dauernd in seinem Besitze glücklich schätzen, ohne die Menschen mit ihren Schwächen zu lieben, also ohne eine große, allgemeine, eine verstehende und mitfühlende Menschenliebe zu besitzen? — ich glaube nicht, und diesem Glauben entringt sich darn wieder und wieder die anklagende Stimme, die mir sein und mein zertretenes Lebensglück zum Vorwurfe macht — — denn auch er soll nicht glücklich sein.“

Sie schweigt, und Fritz sieht eine helle Thräne aus ihren Augen herniederperlen. Er fühlt tiefes Mitleid mit dieser Frau, und er möchte ihr Worte innigster Theilnahme sagen; doch er darf es nicht, jetzt nicht. Es ist die höchste Zeit für ihn, seiner Mission zu gedenken.

„Franz ist nicht glücklich, nie wahrhaftig glücklich gewesen, seit Sie ihn verließen; jetzt aber ist er ein Sterbender, der Sie um eine letzte Aussprache bitten läßt,“ spricht er, sich vorneigend, mit gedämpfter Stimme.

„Franz ein Sterbender —“. Mechanisch wiederholt sie diese Worte; dann aber springt sie auf, und Fritz erregt am Arme schüttelnd, stößt sie mit zitternder Stimme hervor: „Kommen Sie, lassen Sie uns eilen.“

Mit zitternden Händen befestigt sie den Hut in dem blonden Haare, welches bereits einige graue Strähnen zeigt, zitternd hängt sie den Mantel um. Dann folgt sie dem Freunde.

* * *

Eine halbe Stunde später steht sie am Lager des Kranken und hält seine abgemagerte Hand mit warmem Drucke in der ihren. Er blickt sie mit leuchtenden Augen an und beginnt in fieberhafter Hast zu sprechen:

„Ich danke Dir, Elvira, daß Du gekommen bist. Ich ließ Dir diese Bitte übermitteln, um Dir noch einmal zu sagen, daß ich Dich, nur Dich wirklich geliebt habe. Was uns damals trennte, war eine Verirrung, die ich dann mit meinem Lebensglück bezahlte; denn glücklich bin ich seither nicht gewesen. Du glaubst dies vielleicht nicht, da ich eine zweite Ehe einging. Doch, — neige Dich etwas näher, ich will Dir sagen, aus welchen Gründen es geschah. — Sie war schön, sie berauschte mich, und ich heirathete sie, um mich zu betäuben, um Dich zu vergessen. Und dann, sie war arm! Ihr winkte an meiner Seite ein besseres sorgloses Leben, und das, nur das wollte sie, und — und —“

„Franz, ach Franz, sprich nicht weiter, es strengt Dich an, und Du sprichst von — von Deiner Frau,“ fällt Elvira bittend ein, der das Erwähnen dieser und der Gedanke, daß sie mit derselben unter einem Dache weilt, unendliche Pein bereitet.

Er blickt sie ruhig an und vollendet: „Nein, nicht von meiner Frau: sie ist es nicht mehr, denn sie verließ mich und mein Kind.“

Das Sprechen bereitet ihm Mühe, er schließt die Augen einen kurzen Moment; dann aber schreckt er wieder empor und fährt im Flüstertone fort: „Glaubst Du mir jetzt, Elvira, daß meine Liebe nur Dir gehörte? Glaubst Du und verzeihst Du? — und — und, Elvira — willst Du die Sorge für das fernere Wohl meines Kindes übernehmen? Es ist ein Mädchen und führt Deinen Namen.“

„Ich will es erziehen und alles gut machen,“ antwortet Elvira. Sie möchte fortfahren, möchte ihm alles das sagen, was sie dem treuen Freunde heute anvertraut, aber sie ist zu bewegt, um Worte finden zu können. Stumm preßt sie seine fieberheiße Hand an ihre Lippen.

Er lächelt glücklich und dann flüstert er: „Unüberwindliche Abneigung.“

Und ein gleiches glückliches Lächeln liegt auf seinen Lippen, als Elvira zwei Tage später mit dem Kinde auf dem Arme an seinem Lager weilt. Mit demselben glücklichen Lächeln entschlummert er in den Tod.

— **Gelehrten-Elend.** Aus Kopenhagen schreibt man der Frankf. Ztg.: „Kürzlich berichtete ich Ihnen, daß ein junger, sehr tüchtiger Philologe, um sein Leben zu fristen, eine Stellung als Clown in einem Circus angenommen hat. Die hiesigen Blätter melden nun einen ähnlichen Fall, der auf die Zustände in der sogenannten „besseren“ Gesellschaft ein trauriges Licht wirft. Ein jüngerer Arzt, der im Jahre 1890 sein Examen glänzend bestand, hat später vergebens versucht, Beschäftigung zu erhalten. In den letzten Monaten war er von allen Subsistenzmitteln gänzlich entblößt, und da er keine Verwandten oder Freunde hier hatte, war er genöthigt, sich dieser Tage in ein hiesiges Armenhaus aufnehmen zu lassen — um nicht vor Hunger zu sterben!“

— **Giebt es einen französischen Adel?** Unter diesem Titel hat die „Revue des Revues“ in ihrer letzten Nummer einen Artikel erscheinen lassen, der einiges Aufsehen erregen dürfte. Er klärt uns darüber auf, daß in Frankreich bei etwa 25,000 angeblich aristokratischen Familien der Adel authentisch falsch, bei etwa 20,000 zum Mindesten zweifelhaft ist. Auf das Recht, von angestammtem Adel zu sein, können aber im Ganzen nur 450 französische Familien einen wirklichen Anspruch erheben. Mehr noch überrascht es, daß, wie die „Revue des Revues“ eingesteht, die Republik selbst Adelstitel fabricirt. Sie schafft durchschnittlich im Jahre deren 40. Die Form ist ziemlich einfach. Die Liebhaber kommen einfach bei der Chancellerie um die Berechtigung ein, ihren Namen abändern zu dürfen. Als Beispiel hierzu führt der Verfasser des Revue-Artikels, der Vicomte von Royer, den Fall des Bankier Dulac an, der die Berechtigung erhalten hat, sich du Lac de Beaujon zu nennen, weiter den eines gewissen Barbier, der auf diese Weise den Namen Barbier-Faulcon de la Parisière sich zulegte rc. Einfacher aber noch ist, daß man, falls das Gesuch verweigert wird — man sich einfach den erwünschten Titel selbst zulegt. Dadurch kommt man mit dem Strafgesetz nicht in Conflict.

— **Die Kunst geht — auf den Viehmarkt!** Wie ein „Wiener Fleischer-Blatt“ berichtet, wurden auf dem letzten Schlachtviehmarkte mitten unter allerlei ungebildetem gehörnten Gethier vier vierbeinige Künstler zu Verkauf gebracht, die noch vor wenigen Tagen zum Amusement der Besucher des Orpheums in der Wasagasse beigetragen hatten. Es waren dies die vier vielbestaunten dressirten Ochsen, welche ihr Herr und Meister, der in finanzielle Nöthe gerathen war, zu so schmählichem Ende beförderte. Da half ihnen alles Niederknien, Aufwarten und die anderen Künste, die sie gelernt, nichts — sie kamen unter den Hammer und dürften wohl, wenn die Leser ihr trauriges Ende aus diesen Zeilen vernehmen, schon aus dem irdischen Jammerthal geschieden sein.

— **Die Dachstuhlbrände in Moabit** mehren sich jetzt wieder in erschreckender Weise. Am Freitag früh kurz nach 8 Uhr kam Feuermeldung von Rathenowerstraße 25. Der erste eintreffende Löschzug fand fast den gesammten Dachstuhl des Vorderhauses in Flammen, so daß schleunigst weitere Hilfe nachbeordert wurde. Nach Angabe der Hausbewohner muß das Feuer schon stundenlang vor seiner Wahrnehmung geschwelt haben. Obgleich nun vier Rohre Dampfspritzenkaliber und zwei Druckspritzen in Thätigkeit traten, wurde doch der gesammte Dachstuhl mit den hohen Dachkammern total eingeäschert. Es wird Brandstiftung vermuthet.

— Eine eigenartige **Gepflogenheit der englischen Eisenbahnbehörden** in Indien und Ceylon, die allen Eltern und sonstigen Besitzern fahrkartenpflichtiger Kinder die Möglichkeit raubt, ihre Sprößlinge unter der allgemein beliebten Altersherabsetzung frei oder halbfrei durchzuschmuggeln, ist jetzt auch auf einem der oberbaierischenn Seen von einer Dampfergesellschaft eingeführt worden. Auch dort, wie längst in Indien, fragt jetzt der revidirende Schaffner die mit ihren Kindern reisenden Eltern nicht mehr: „Wie alt ist der oder die Kleine? sondern stellt die fraglichen Kleinen einfach unter das — Maß und mißt sie ab. Da giebt es denn kein Leugnen und kein Betrügen mehr. Kinder unter sechzig Centimeter sind frei, Kinder über sechzig und unter hundertdreißig Centimeter hoch bezahlen den halben Fahrpreis. In Indien und Ceylon war seiner Zeit dieser Ausweg, das Alter von Kindern zu schätzen, gewählt worden, weil es bei den jungen Eingeborenen fast unmöglich ist, sie nach dem Aussehen auf ihr Alter abzuschätzen.

Literarisches.

— Die **„Gartenlaube“**, welche es von jeher als ihre Aufgabe betrachtet, mit der Fackel der Aufklärung in alle dunklen Abgründe des Lebens zu leuchten, bringt in ihrem neuesten Hefte wieder einen Beitrag zu den „Tragödien und Komödien des Aberglaubens“ mit der Ueberschrift „Der Klopfgeist zu Dibbesdorf“ von O. Hohnstein. Auch aller denkwürdigen Tage deutscher Geschichte erinnert sie sich gern. So finden wir in Wort und Bild die blutigen Kämpfe geschildert, die sich vor fünfzig Jahren vier Monate nach der feierlichen Eröffnung der Deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche auf den Straßen der Mainstadt abspielten. H. Pfabe berichtet über das im März d. J. am fünfzigjährigen Gedenktage der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gefeierte Fest, deren Bevölkerung dem tragischen Ausgang der deutschen Volksbewegung von 1848 einen so bedeutenden Zuwachs zu danken gehabt hat. Dann findet eine anschauliche Schilderung von Bismarcks Lebensgang mit vielen Bildnissen und Ansichten ihren Abschluß. Prof. Dr. Hermann Cohn giebt wichtige Aufschlüsse über die Sehschärfe der Naturvölker und der Deutschen und Dr. E. Hoffbauer macht an der Hand von Abbildungen interessante Mittheilungen über das Leben und den Fang des Nordseehummers. Ferner bringt das Heft eine reich illustrierte Abhandlung Freihofers über das Städtchen Alpirsbach im württenbergischen Schwarzwald und dessen Klosterkirche, eines der ehrwürdigsten Denkmäler deutscher Baukunst, deren achthundertjähriges Bestehen man im August d. J. feierte. W. Berdrow plaudert über „Eigenartige Experimente der Technik“ und R. Artaria über „Die II. Münchener Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung“, und ein Aufsatz, der von Fritz Bergen illustriert ist, befaßt sich mit der Beschreibung eines eigenartigen Kinder- und Volksfestes, des sogenannten „Tänzelfestes“ in Kaufbeuren. Für Unterhaltung sorgt Paul Heyse, der Meister der Novellistik mit seiner tiefempfundenen Novelle „Der Blinde von Dausenau“ und Marie Bernhard, die beliebte Erzählerin, mit ihrem höchst spannenden Romane „Schloß Josephsthal“.

Bekanntmachung.

Die Direktion des Credit-Vereins der Stadt Lodz bringt gemäß § 22 des Vereinsstatuts hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß auf folgende Immobilien Anleihen verlangt wurden:

1. Unter Nr. 441, an der Zawadzka-Straße gelegen, Eigenthum der Rafael und Bibe Baumgarten'sche Eheleute, erste Anleihe in der Summe von Rs. 25,000.

2. Unter Nr. 398, an der Targowa-Straße gelegen, Eigenthum des Benjamin Kronman, erste Anleihe in der Summe von Rs. 16,000.

3. Unter Nr. 1406, an der Cegelniana-Straße gelegen, Eigenthum der Salomon Nussen und Chinde Taube Monat'schen Eheleute, erste Anleihe in der Summe von Rs. 38,000.

Alle Einwendungen gegen Ertheilung der verlangten Anleihen wollen die Vereinsmitglieder im Laufe von 14 Tagen vom Tage der gedruckten Bekanntmachung vorlegen.

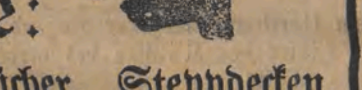
Lodz, den 26. September (8. Oktober) 1898.

Für den Präses: Direktor R. Finster.
Nr. 11708. Bureau-Director: A. Rosicki.

Das neu eröffnete Geschäft
von
„GOLDBERG & ROSENFELD",
45. Petrikauer-Strasse 45.

Tägliches Eintreffen von Neuheiten:

empfiehlt in größter Auswahl:



Modernste in- und ausländische Kleiderstoffe:

Draps-des Dames für Costüme und Pelzbezüge, Flanelle, Lamas, Gardinen, wollene Tücher, Steppdecken, Weißwaaren, wie auch sämmtliche Futterstoffe u. etc. u. etc. u. etc.

zu sehr billigen, aber absolut festen Preisen.

Goldberg & Rosenfeld.

Tägliches Eintreffen von Neuheiten:

Lodzer Thalia-Theater.

Heute, Sonntag, den 9. Oktober 1898.
Zum 1. Male die Operetten-Novität:

DAS MODELL.

Große komische Operette in 3 Akten von Franz von Suppee.
(Letztes Werk des Meisters).

Hauptpartien:

oletta Gusti Niemann, Niccolo Heinrich Dinghaus, Stella Amélie Stöger, Silvia Asta Weber, Tantini Walter Böszermeny, Sirio Oskar Bergen etc. etc.

Morgen, Montag, den 10. Oktober 1898.

Große populäre Vorstellung.

Zu den bekannten populären und halben Preisen aller Plätze.

Zum 2. Male die große Lustspiel-Novität:

Im weißen Rößʼl.

Lustspiel in 3 Akten von Oscar Blumenthal und Gustav Kadelburg.

Die Direction.

RESTAURANT HOTEL MANNTEUFFEL.

empfiehlt
Täglich frische holländische
Austern.
J. PETRYKOWSKI.

Concerthaus.

Sonntag, den 9. October 1898:

TANZ-VERGNÜGEN.

Entree für Herren und Damen à 50 Kop. und 5 Kop. für die Armen.
Anfang 8 Uhr.

Täglich Concert

unter Leitung des Herrn Direktor Muuss.
Sonntag und Donnerstag Flaki.
Benndorf.

Für Fabrikanten und Unternehmer.

Grundstücke für größere Fabriketablissements und Manufakturen sind auf einer Station der Warschau-Terespoler Eisenbahn, Kreuzpunkt der Terespoler, Petersburger und Weichselbahn, 42 Werst von Warschau, zu verkaufen.

Am Orte stehen zur Verfügung: Thonlager (bester Qualität) für Ziegel; Wasser, billige Arbeitskräfte. Direkter Kohlentransport aus Dąbrowa.

Reflektanten wollen sich an A. Krasiński, Warschau, Krucza 24 wenden.

Ein Geschäftslokal

nebst Wohnung von 1 Zimmer und Küche, sowie auch:

Eine Wohnung

von zwei Zimmern und Küche zu vermiethen. Widzewska Nr. 85, zu erfragen Przejazd Nr. 11 im Comptoir.



Helenenhof.

Sonntag, den 9. Oktober a. c.

Benefiz-Concert

des Kapellmeisters Herrn

DIETRICH.

Doppel-Concert

der Kapelle des 37. Infanterie-Regiments unter Leitung des Benefizianten und der Kapelle des Thalia-Theaters unter Leitung des Kapellmeisters Herrn Schirmer.
Beginn 3 Uhr. Entree 30 Kop., für Schüler u. Kinder 15 Kop.

Nach dem Concert Tanzkränzchen.

Von 3 Uhr ab

Prämien - Stern - Schiessen.



Lager

optischer und chirurgischer Apparate, Reißzeuge, Gerlachsche General-Vertretung,
Operngläser,
photographische Apparate,
Platten, Zubehör u. Chemikalien in großer Auswahl bei

A. Diering, Optiker,

Petrikauer-Str. 87, Haus Balle.

Haus- und Gartenspritzen, Sackwagen und Landwirthschaftliche Maschinen

zu haben in der **Mühlstein- und Maschinen-Fabrik** von

Karol Ast,

Lipowa Nr. 13.

Spritzen werden zur Reparatur angenommen

Allgemeiner Nutzen.

Die erste Lodzer Chemische Wäscherei und Kunst-Färberei, Konstantinerstraße Nr. 7, im Hause d. H. Puzman.

übernimmt allerlei Herren- und Damen-Garderoben, wollene und seidene Ball-Kleider und andere Stoffe zum Reinigen und Färben, bei getragenen Kammgarn-Garderoben übernehme ich den Glanz zu vernichten, allerlei Pelz-Werke übernehme ich zum Färben und Reinigen und stelle solche wie neu her.

Alle Arbeiten werden in meiner Anstalt nach neuester ausländischer Methode ausgeführt und garantire, daß aus meiner Anstalt gefärbte Garderoben oder Stoffe die ursprüngliche Farbe immer behalten. Aufträge der geehrten Kunden werden gewissenhaft zu bestimmter Zeit und billigen Preisen ausgeführt werden. Bitte zu achten, daß meine Anstalt bereits 15 Jahre existirt.

Hochachtungsvoll
Wilhelm Schönmann jr.



Lodzer Freiwillige Feuerwehr.

Sonntag, den 27. September (9. Okt.) um $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens.

Große allgemeine Uebung

aller 6 Züge am Fabriksgebäude in Pfaffendorf.

Die Mannschaften haben sich um 7 Uhr an ihren Requisitenhäusern zu versammeln, um gemeinschaftlich und mit den Requisiten in der Weise auszurücken, daß alle Züge punkt $7\frac{1}{2}$ Uhr auf dem Uebungsplatze erscheinen.

Das Commando
der Lodzer Freiwilligen Feuerwehr.

Restaurant

J. Ryszak,

Ecke Przejazd- und Targowa-Straße.

Täglich

CONCERT

— und —
humoristische Abendunterhaltung.

Waldschlößchen.

Heute Sonntag, den 9. October

Tanzkränzchen.

Entree für Herren 45 Kop. für Damen 20 Kop. incl. Garderobe.

I-te Privatheilanstalt

Zawadzkastraße Nr. 12.
(vorher Ecke Ziegel- u. Wschodniastr.)

Sprechstunden

9—10 Dr. Brzozowski, Zahnkrankh., Plombiren und künstliche Zähne.
10—11 Dr. Maybaum, Magen- und Darmkrankheiten.
10—11 Dr. Gorski, chirurgische Krankheit. (Sonntag)
$12\frac{1}{2}$–$1\frac{1}{2}$ Dr. Littauer, Haut-, Geschlechts- u. Harnorgankr. (außer Dienst. u. Freitag.
1—2 Dr. Goldsobel, innere, spec. Lungen- und Herzkrankheiten (außer Montag).
1—2 Dr. Kolinski, Augen-Krankheiten (Sonntag, Dienstag, Freitag).
1—2 Dr. Przedborski, Ohren-, Nasen-, Hals- und Kehlkopfkrankheiten (außer Sonntag, Dienstag und Freitag).
2—3 Dr. Likiernik, Augen- und chirurgische Krankheiten (Montag, Mittwoch Donnerstag, Sonnabend).
2—3 Dr. Pinkus, innere und Kinderkrh.
2—3 Dr. Gorski, chirurgische Krankheit. (Dienstag u. Freitag)
4—5 Dr. Rundo, innere u. Frauenkrankh.

Honorar für eine Consultation 30 Kop. Pension für Kranke und Gebärende.

Masseur

W. J. POPŁAUCHIN.

Nikolajewska-Straße 27.

Ein großes elegantes
Front-Zimmer
ist per sofort an einen anständigen Herrn zu vermiethen. Krótkastr. 5, 3. Etage.

Редакторъ и Издатель Леопольдъ Зонеръ. Дозволено Цензурою, г. Лодзь 26-го Сентября 1898 г. Schnellpressendruck von Leopold Zoner.

№ 226. Sonntag, den 27. September (9. October) 1898.

Lodzer Tageblatt

Belletristischer Theil.

Der Väter Schuld.

Roman von Reinhold Ortmann.

[23. Fortsetzung.]

Er selbst war es gewesen, der ihr den Rath gegeben hatte, zu mir zu gehen, das unschuldige Kind vor meine Füße zu legen und um dieses Kindes willen mein Erbarmen und meinen Beistand zu erflehen.

Muß ich Ihnen erst sagen, mein lieber junger Freund, daß sie ihrer todestraurigen Geschichte, die mein Herz wie mit tausend Messerstichen zerriß, kein Wort mehr hinzuzufügen brauchte, um mich zu schleuniger Hilfe bereit zu machen? Was ich alter starrköpfiger, selbstsüchtiger Narr mir bis dahin um keinen Preis hatte eingestehen wollen — daß ich nämlich meinen Sohn noch immer liebte, wie ich ihn nur je in den glücklichen Tagen seiner unschuldigen Kindheit geliebt hatte, es war mir während dieses langen Berichts hundertmal mit überwältigender Macht zum Bewußtsein gekommen, und ich fieberte vor Verlangen, ihn wieder zu sehen, ihn in meine Arme zu schließen. Meiner Frau sagte ich noch nichts, denn ich wollte ihr eine große Ueberraschung bereiten. Erschien es wir doch vollkommen selbstverständlich, daß ich meinen geliebten Jungen nicht eine Stunde länger in jener armseligen Behausung lassen dürfe, deren Wände so viel jammervolle und verzweifelte Augenblicke seines jungen Lebens gesehen hatten. An die Stätte seiner glücklichen Knabenspiele mußte er zurückkehren; hier, wo jeder Baum, jedes Zimmer, jeder Stuhl für ihn mit einer freundlichen Erinnerung verknüpft war, mußte er von seinem körperlichen wie von seinem seelischen Leiden genesen.

Das schlummernde Kind in der Obhut unserer Haushälterin zurücklassend, fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach jener Vorstadtstraße hinaus, in welcher Felix sein Heim aufgeschlagen hatte. Es war eine lange, eine endlos lange Fahrt, und unterwegs bauten wir allerlei Luftschlösser für die Zukunft. Und dann — mußte unser Wagen noch vor seinem Ziele halten, weil eine große Ansammlung von Menschen das Weiterkommen unmöglich machte. Ich hörte rechts und links in der Menge meinen Namen, den Namen meines Felix nennen — und ich hielt mit einem Male ein bewußtloses junges Weib in meinen Armen, während mirs selbst vor den Augen flimmerte und während der Boden unter meinen Füßen zu versinken schien.

Ich war zu spät gekommen! Mein Sohn hatte seine Frau ihres Schwures entbunden, weil er auch des seinigen ledig werden wollte. Er hatte den hoffnungslosen Kampf aufgegeben, den Kampf, für den es ihm durch meine Schuld an den rechten Waffen gebrach — und er war, noch ehe ich herbeieilen konnte, ihn zu holen, in jenes ferne Land gegangen, das schon vor ihm so mancher Verzweifelte aufgesucht hat und von wo es keine Wiederkehr giebt."

Unaufhaltsam rannen Herrn Clemens Friccius die heißen Thränen über das alte Gesicht, während er seine lange schmerzliche Erzählung schloß. Heinz machte keinen Versuch, ihn durch Ausdrücke des Bedauerns, die in solchem Augenblick doch nur wie leere Redensarten hätten klingen können, seiner Thelnahme zu versichern; er begnügte sich damit, ihm warm die Hand zu drücken, und wartete geduldig, bis der Alte seine Geschichte wieder aufnehmen würde.

„Es ist nicht mehr viel, was ich noch hinzuzufügen habe", sagte Friccius endlich. „Ein anständiges Begräbniß war alles, was ich an die Stelle der herrlichen Dinge setzen konnte, mit denen ich meinen wiedergewonnenen Sohn hatte beglücken wollen, und nur an seiner Wittwe wie an seinem Kinde vermochte ich zu einem kleinen Theil wieder gut zu machen, was ich ihm an Liebe schuldig geblieben war. Beide fanden seit jenem verhängnißvollen Tage ihre Heimath hier in unserem Hause; Mariens Mutter aber leistete uns nicht lange mehr Gesellschaft, wie gerne wir auch die sanfte, geduldige Frau bei uns behalten hätten. Noch ehe das Trauerjahr zu Rüste gegangenwar, mußten wir auch ihr die letzte Ruhestätte draußen neben meines Felix Grabe bereiten, und so schmerzlich wir sie vermißten, durften wir ihr doch den Frieden nicht mißgönnen, den sie so schwer hatte erkämpfen müssen. Ihr verwaistes Kind blieb uns zurück und wuchs und gedieh zu unserer und, wie ich heute erfahren habe, ja auch zu Ihrer Freude, mein lieber junger Freund! Wenn meine Enkelin an Ihrer Seite das Glück ihres Lebens zu finden hofft, so werde ich mich nicht sträuben, Ihren Bund zu segnen. Aber ich war Ihnen, ehe ich es that, die Geschichte von Mariens Herkunft schuldig, und von dem Makel, mit welchem ihres Vaters und ihres Großvaters Schuld sie behaftet."

„Nennen Sie es nicht einen Makel, Herr Friccius", rief Heinz feurig, „denn Ihr Sohn war ein Held, und was auch Marie von ihm geerbt haben mag, es können nur große und edle Eigenschaften gewesen sein! Nicht im Ernst konnten Sie daran glauben, daß Ihre Erzählung mich veranlassen würde, von meiner Bewerbung zurückzutreten. Ich fühle mich im Gegentheil ihrem Hause nur um so fester und inniger verbunden, seitdem Sie mir vertrauensvoll auch in die dunklen Blätter seiner Geschichte einen Einblick vergönnt haben. Nur eine Frage noch sei mir gestattet. Hat Ihre Enkelin von allen diesen Dingen Kenntniß erhalten?"

Clemens Friccius schüttelte den grauen Kopf. „Nein, Herr Doktor, es hat sowohl meinem armen Weibe wie mir bisher der Muth gefehlt, ihr ein rückhaltloses Geständniß abzulegen. Sie weiß nur wenig von dem Geschick ihrer Eltern und sie würde auch von dem Antheil, welchen jener Eibenschütz daran gehabt, niemals etwas erfahren haben, wenn ich nicht einmal durch eine unvorsichtige Aeußerung, die mir in ihrer Gegenwart entschlüpfte, genöthigt worden wäre, ihr einige Andeutungen zu machen."

„So soll sie auch künftig nicht von diesen Dingen unterrichtet werden", erwiderte Heinz Eibenschütz, „denn es wäre eine zwecklose Grausamkeit, die Heiterkeit ihrer jungen Seele durch so schmerzliche Vorstellungen zu zerstören. Wäre Ihres Sohnes hinterlassenes Kind ein Knabe gewesen, so hätten Sie freilich nicht schweigen dürfen, denn Sie wären ihm eine rückhaltlose Aufklärung schon deshalb schuldig gewesen, weil er dazu berufen sein konnte, das von einem Schurken an seinem Vater begangene Verbrechen zu strafen. Haben Sie selbst denn übrigens niemals einen Versuch gemacht, jenen Eibenschütz wegen Wuchers oder Erpressung vor den Strafgerichten zur Verantwortung zu ziehen?"

Clemens Friccius neigte das Haupt. „Ich habe wohl die Absicht gehabt, es zu thun", erwiderte er. „Aber es war da etwas Unüberwindliches, das mich daran hinderte. Bald nach meines Sohnes Begräbniß und in der Fülle meines Schmerzes ging ich zu Eibenschütz, um ihm Auge in Auge zu sagen, daß ich entschlossen sei, den Todten an ihm zu rächen mit allen Mitteln, die Recht und Gesetz mir gewährten. Ich sah, wie der Mann erschrak, denn er war sich seiner Schuld ja gut genug bewußt; aber die demüthigen Bitten, auf welche er sich alsbald verlegte, würden bei meinem damaliger Gemüthszustande wohl nur wenig Eindruck gemacht haben, wenn nicht zuletzt seine junge Frau sich mir weinend zu Füßen geworfen und mir beschwörend ihr Kindchen entgegengehalten hätte, das vielleicht von gleichem Alter war, wie meines Felix kleine Tochter. Da hatte ich nicht mehr das Herz, den Mann ins Gefängniß zu bringen;

ich ging still davon und überließ seine Bestrafung der ewigen Gerechtigkeit."

„Ich weiß nicht, ob Sie recht daran gethan haben, Herr Friccius, aber ich darf Ihnen heute natürlich keine Vorwürfe mehr darüber machen. Sind Sie jenem Eibenschütz später noch einmal begegnet?"

„Nein!" erwiderte Friccius. „Wie hätte das wohl geschehen sollen, jenem Eibenschütz wieder zu begegnen, da ich ja in all' den Jahren fast das Leben eines Einsiedlers geführt habe! Als Marie heranwuchs, haben wir wohl um ihretwillen zuweilen einen schüchternen Versuch gemacht, neue gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, aber es ist immer bei dem bloßen Versuch geblieben, denn mein Weib und ich, wir waren mittlerweile doch wohl zu alt und zu ängstlich geworden, um uns noch in dieser neuen Welt zurecht zu finden, die so anspruchsvoll und so merkwürdig eilig ist. Ich fürchte, Sie werden da seiner Zeit bei Ihrem jungen Weibchen noch mancherlei nachzuholen haben, was von uns versäumt worden ist."

Jetzt, wo er die schwere Last vom Herzen gewälzt und das große Bekenntniß seiner vermeintlichen Schuld abgelegt hatte, machte Clemens Friccius gar kein Hehl mehr daraus, wie hocherfreut er im Grunde über des Doktors Antrag war und in wie rosigem Lichte ihm die Zukunft Mariens an seiner Seite erschien.

Heinz selbst mußte ihn zuletzt lächelnd daran erinnern, daß das große Ziel ja noch keineswegs erreicht sei, und daß vor allem die Einwilligung derjenigen ausstehe, von deren Lippen allein die Entscheidung kommen könne. Mit jugendlicher Geschäftigkeit wollte Friccius aufspringen, um seine Enkelin auf der Stelle herbeizurufen, aber eine bittende Bewegung des Doktors hielt ihn davon zurück. Auch er hege die Hoffnung, daß Marie auf seine Werbung nicht mit einem Nein antworten werde, sagte er, aber er wollte ihr reines, kindlich unerfahrenes Herz nicht wie durch einen Ueberfall gewinnen und sich nicht selbst des köstlichen Glückes berauben, ihre Liebe unter der Sonnenwärme der seinigen vor seinen Augen heranwachsen und aufblühen zu sehen. Trotz seiner weißen Haare hatte Clemens Friccius noch jugendlich poetisches Empfinden genug, um diesen Gedankengang seines jungen Freundes zu verstehen und zu würdigen. Er begriff auch, daß Heinz von allem, was er während der zwei letzten Stunden erlebt und erfahren hatte, in diesem Augenblick noch zu tief bewewegt sei, um in heiterem Geplauder mit den Damen des Hauses zu verweilen. Warm und vertraulich, wie wenn er ihn bereits ganz zu seiner Familie rechne, schüttelte Friccius ihm die Hand und geleitete ihn zur Thür, wo Heinz sich verabschiedete mit der Versicherung, schon am nächsten Tage wiederzukehren.

Mit beflügelten Schritten eilte der junge Mann nach Hause. Von der Schwäche und den Schmerzen in seinem nur unvollständig geheilten Fuße spürte er kaum etwas, und es war, als ob das Glücksgefühl, von welchem seine Seele so ganz erfüllt war, auch seine Muskeln in verdoppelter Kraft und Gesundheit schwellen ließe.

Auf halbem Weg begegnete er dem Kommerzienrath Eckartstein, dem er bis heute noch nicht zur Verlobung seines Töchterchens gratulirt hatte und dem er nun schon von weitem freundlich zuwinkte. Er bemerkte es nicht, daß der Kommerzienrath ein etwas verlegenes Gesicht machte und seinen Gruß erwiderte, wie jemand, der am liebsten der Begegnung auf gute Art ganz ausgewichen wäre; er wurde erst ein wenig stutzig, als der alte Herr seine Hand, die Heinz mit großer Wärme ergriffen hatte, hastig wieder frei machte.

„Ich freue mich, Sie wieder hergestellt zu sehen, Herr Doktor," meinte der Kommerzienrath nach dem Austausch der ersten höflichen Redensarten, „und wünsche von Herzen, Ihr Unfall wäre um einige Tage früher behoben gewesen. Vielleicht hätte sich jener fatale Zwischenfall überhaupt nicht zugetragen, wenn Sie zugegen gewesen wären."

„Ein fataler Zwischenfall?" fragte Heinz verwundert. „Darf ich Sie vielleicht um eine nähere Erklärung bitten?"

Der Kommerzienrath zögerte nun zwar, mit der Sprache herauszukommen, aber nachdem ihm erst einmal der Name Hohenbruck entschlüpft war, bestand Heinz so nachdrücklich darauf, alles zu erfahren, daß er sich wohl oder übel zu einer Erzählung jenes Vorfalles, wie er ihm von Eibenschütz selbst geschildert worden war, bequemen mußte.

„Mit Rücksicht auf die alte Freundschaft, die mich mit Ihrem Vater verbindet," versicherte er eifrig, „betrachtete ich die ihm widerfahrene Beleidigung ganz so, wie wenn sie mir selber zugefügt worden wäre, und beauftragte meinen Schwiegersohn, den Lieutenant von Rochow, von seinem Kameraden die entsprechenden Erklärungen für sein Verhalten zu fordern. Sie dürfen es wahrhaftig nicht meinem guten Willen zur Last legen, wenn diese Erklärungen nicht in einem Sinne ausgefallen sind, den wir als eine Genugthuung für Ihren Vater anzusehen vermöchten."

„Das verstehe ich nicht ganz, Herr Kommerzienrath," sagte Heinz ernst. „Eine Erklärung des Herrn von Hohenbruck, die nicht zugleich eine Genugthuung für meinen Vater in sich schloß, könnte ja nur eine Rechtfertigung jenes beleidigendes Vorfalles enthalten haben, und ich will nicht hoffen, daß Sie eine solche für möglich halten."

„Ich weiß nicht, was ich glauben und was ich sagen soll, mein lieber Herr Doktor!" meinte Eckartstein mit sehr verlegener Miene. „Diese Herren Offiziere — mein Schwiegersohn natürlich nicht ausgenommen — haben ja im Punkte der Ehre so überaus heikle Begriffe, daß man sich hüten muß, mit seinen Fragen und Forderungen da auch nur um einen einzigen Schritt weiter zu gehen, als es ihnen nach ihrer delikaten Auffassung zuläßig erscheint. Ich würde mir ins eigene Fleisch schneiden, wenn ich daran zweifeln wollte, daß der Verlobte meiner Tochter sich in dieser Sache vollkommen korrekt benommen habe, und so muß ich mir wohl daran genügen lassen, daß er mir am Abend nach jenem Vorfall erklärte: „Nach den vertraulichen Auskünften, die ich inzwischen von meinem Kameraden und Freunde Hohenbruck erhalten habe, kann ich in dem Benehmen desselben gegen Herrn Eibenschütz eine Verletzung des Gastrechts oder anderer schuldiger Rücksichten nicht mehr erblicken, und es thut mir leid, daß ich dem genannten Herrn irgendwelche Genugthuung in dieser Angelegenheit nicht zu verschaffen vermag."

„Und von dieser sonderbaren Erklärung des Herrn von Rochow haben Sie auch meinem Vater Mittheilung gemacht, Herr Kommerzienrath?"

„Gewiß, ich mußte es für meine Schuldigkeit halten, obwohl es ja allerdings eine etwas peinliche Aufgabe war."

Nach kurzer Pause setzte Herr Eckartstein hinzu: „Aber mein alter Freund war vernünftig genug, die Sache von der leichten Seite zu nehmen; er meinte, die Silbenstechereien der Offiziere könnten ihn nicht weiter anfechten, und um Blutvergießen oder dergleichen schreckliche Dinge sei es ihm von vornherein nicht zu thun gewesen. Er sei in der angenehmen Lage, sich seine Satisfaktion von Herrn von Hohenbruck selber auf eine viel wirksamere und nachdrücklichere Art zu verschaffen, und er habe die Ueberzeugung, daß das Bedauern über den Vorfall schließlich nicht auf seiner Seite, sondern auf der des Herrn Premierlieutenants sein werde."

„So glaube auch ich!" erklärte Heinz mit eigenthümlich ernster Betonung. „Sagen Sie Ihrem künftigen Schwiegersohn, daß er und sein Freund Hohenbruck noch einiges Weitere von mir hören werden."

Mit einem kurzen, kühlen Gruß, der in Eckartstein eine etwas unbehagliche Empfindung zurückließ, beendete Heinz die Unterhaltung und setzte etwas weniger raschen Schrittes, als er ihn vorhin von dem kleinen Gartenhäuschen in der Potsdamerstraße aus begonnen hatte, seinen Weg nach Hause fort.

Er suchte Lona und fand sie über einem Buche aus seiner Bibliothek. Nachdem er, um den Ernst seiner eigentlichen Absicht zu maskiren, einige scherzhafte Bemerkungen über diese für eine junge Dame so ungewöhnliche Lektüre gemacht hatte, wußte er das Gespräch auf den Ballabend bei Eckartstein zu lenken.

„Uebrigens hast Du mir gar nicht gesagt, daß auch Herr von Hohenbruck dort anwesend war," meinte er. „Oder sollte er Euch auch dort so ängstlich aus dem Wege gegangen sein, daß Du ihn unter der großen Zahl der Gäste gar nicht bemerktest?"

Lona wurde dunkelroth, und trotz der Festigkeit, welche sie ihrer Stimme zu geben bemüht war, klang es doch keineswegs überzeugend, als sie erwiderte: „Ich habe ihn wohl bemerkt; aber Herr von Hohenbruck ist mir so gleichgiltig und seine Anwesenheit an irgend einem Orte ist für mich ein so unwichtiges Ereigniß, daß ich wirklich keinen Grund hatte, desselben gegen Dich Erwähnung zu thun."

Heinz gab sich den Anschein, als ob er diese Versicherung als baare Münze nehme, obwohl er davon überzeugt sein mochte, daß seine Schwester doch gerade diesmal sehr wenig aufrichtig gegen ihn war.

„Vergieb, wenn ich glauben konnte, daß Du doch noch einiges Interesse für den Premierlieutenant empfändest", sagte er. „Gewiß ist es am besten, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihn bei einer zufälligen Begegnung wie leere Luft zu behandeln. Seitdem er selbst ohne jeden erkennbaren Grund seine Beziehungen zu uns gelöst und sich entschlossen hat, an die Stelle des herzlichen Verkehrs, wie er früher zwischen uns bestanden, die Form einer kühlen Höflichkeit zu setzen —"

(Fortsetzung folgt.)

Редакторъ и Издатель Леопольдъ Зонеръ. Дозволено Цензурою Schnellpressendruck von Leopold Zoner